Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Fünfunddreißigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Ludwig XV. (König von Frankreich).

(Beschluß)

Er versäumte keinen Gottesdienst, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünktlicher Genauigkeit, sagte auch nach noch so schlecht verwandten Tagen und Nächten sein Abend- und Morgengebet mechanisch her, und haßte alle Religionsspötter, nicht aus dem vernünftigen Grunde, sondern etwa so, wie man Krätzige verabscheut. Der alte Cardinal Fleury sah sich, trotz seiner Friedensliebe, noch kurz vor seinem Ende in einen weitläufigen Krieg verwickelt. Kaiser Karl VI. starb nämlich 1740 und augenblicklich fielen Preußen und Baiern über seine Länder her. Umsonst hielt Maria Theresia den Machthabern Europens die pragmatische Sanction vor, die man ihrem Vater verbürgt hatte; Fleury sah hier nur eine schöne Gelegenheit, die Macht Oestreichs zu verstückeln und sandte dem Kurfürsten von Baiern eine ansehnliche Hülfe zu. Dagegen hatte jetzt England ein Interesse, diese Zerstückelung zu hindern, damit Frankreich nicht zu mächtig würde. So stand also halb Europa abermals in Kriegesflamme. Frankreich legte zu Anfange in diesem Kriege wenig Ehre ein. Die Sparsamkeit des alten Cardinals, der eine viel zu schwache Armee nach Deutschland schickte, lähmte auch den besten Willen der Befehlshaber. Der österreichische Erbfolgekrieg währte indessen noch immer fort, und der Kriegsminister d'Argenson fand für nöthig, zur Wiederbelebung der überall geschlagenen Truppen den König selbst an die Spitze der Armee zu stellen. Ludwig ging zu dem Ende am 3. Mai 1744 nach den Niederlanden ab, und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke

und Fürnes und hierauf einem Zuge ins Elsaß bei. In der That wirkte dieser Einfall so günstig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen seitdem überall siegreich waren. Bald darauf ward der König zu Metz in Lothringen so gefährlich krank, daß die Aerzte riethen, ihm die Sakramente zu geben. Vor diesem heiligen Geschäft mußte eine aufrichtige Reue vorangehen, deshalb drangen die Geistlichen ernstlich auf die Entfernung seiner Maitresse, der Herzogin von Chateauroux, die ihn stets umgab und von ihm Betheuerungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie, die das Meiste bei der Trennung zu verlieren hatte, sträubte sich mehr als er dagegen, allein endlich mußte sie doch fort. Seine fromme Gemahlin näherte sich ihm jetzt und pflegte ihn bis zu seiner Genesung aufs Sorgfältigste. Aber so kann die Sinnlichkeit alle moralischen Kräfte im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Rührungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Die Ehre, vom Könige geliebt zu werden, erschien seit Ludwigs XIV. Zeiten den pariser Damen vom gewöhnlichen Schlage als der Gipfel des Glücks, und diese Idee war in den Köpfen vieler, die sich einiger Schönheit bewußt waren, so lebhaft, daß sie alles Mögliche thaten, um die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu ziehen. Eine Frau von Estioles, schön, witzig und höchst kokett, steckte sich sogar hinter des Königs Kammerdiener und versprach ihm eine glänzende Belohnung, wenn er sie einmal vorschlagen wolle. Es geschah, der König lernte sie kennen, sie schien ihm aber zu kalt und er entließ sie wieder. Durch des Kammerdieners Schlauheit aber geschah es doch, daß er sie nach vier Wochen noch einmal zu sprechen begehrte, und diesmal bezauberte sie ihn so, daß ihr gleich eine Reihe Zimmer in Versailles eingeräumt wurden. In kurzer

Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge für gut fanden, sich vor ihr zu demüthigen und daß bald keine wichtige Stelle im Königreiche mehr ohne ihre Einwilligung vergeben wurde. Der Krieg wegen der österreichischen Erbfolge währte indessen noch immer fort, und drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern herumschlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen und fand sich daher am 7. Mai 1745, nebst dem 16jährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornik ein. Vier Tage darauf kam es zu einer Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei Fontenai (11. Mai), wo der König, den man zurückzureiten ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Kronprinz so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch billig abhielt. Der kommandirende General wollte sich während der Schlacht vom Könige die Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sei bei diesem Treffen nicht zugegen, um zu kommandiren, sondern sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward mit Mühe gewonnen. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde herum, und sah mit tiefer Bewegung, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufheben und patriotisch riefen: »Es lebe der König und der Dauphin!« Auch der Prinz schauderte. »Lerne hier,« sagte sein Vater zu ihm, »wie kostbar und schrecklich der Krieg ist.« Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: »Wie die unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde.« Auch dem Feldzuge von 1746 wohnte Ludwig XV. in Person bei, und die Pompadour begleitete ihn, weshalb

man den Dauphin zu Hause ließ; denn so viel Schamgefühl hatte der König noch, daß er doch seinem Sohne keinen Anstoß geben wollte. Dieser Feldzug zeichnete sich durch die blutige Schlacht bei Raucoux aus, welche der Marschall von Sachsen am 11. Oct. gewann. Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Das war aber auch der letzte in diesem Kriege. Im Herbst desselben Jahres ward zu Aachen ein Friedenscongreß errichtet, in welchem am 30. April 1748 der Friede leicht und glücklich zu Stande kam, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande fast immer gesiegt hatten, doch für so viel verschwendetes Geld und Menschenblut nicht die geringste Entschädigung verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, der dies gar nicht begreifen konnte, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist; allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen, die Minister seien eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Maitresse sei es satt, immer mit dem Könige im Felde herumzuziehen. So ward also um eines Weibes willen die Ehre und der Vortheil eines großen Reichs aufgeopfert; ein kostbarer Krieg, der die Nationalschuld ins Ungeheure vermehrte, war ganz umsonst geführt, und die Engländer, die in Amerika und Indien durchgängig die Oberhand gehabt und fast die ganze französische Marine zerstört hatten, zogen seitdem beinahe den alleinigen Besitz des Welthandels an sich. Die Marquisin ward immer mehr unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, sie setzte Minister an und ab; alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Creaturen und durften nichts weiter thun und sagen, als was sie ihnen vorschrieb, so daß er der einzige Mann in seinem Reiche war, der nie erfuhr, wie schlecht es um das Wohl des Staats, um die Zufriedenheit

der Unterthanen und um den guten Ruf bei den Nachbaren stehe. Und damit er auch nicht einmal aus langer Weile auf den Gedanken käme, sich darum zu bekümmern, so strengte sie ihre ganze Erfindungskraft an, um immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Bauluſt in ihm, errichtete eine Porzellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die sie ihn zu interessiren suchte, und daher oft besucht ward; sie bezahlte die Dichter und Musiker reichlich für neue Opern und Schauspiele, in denen sie selbst oft Rollen übernahm; sie führte die jährlichen öffentlichen Kunstausstellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein, und endlich legte sie, zu ihrer ewigen Schande, um die abgestumpften Sinne des Königs noch durch die Abwechselung zu reizen, nach Art der morgenländischen Fürsten, ein großes Serail für ihn an (1753), unter dem Namen des Hirschgartens (parc-aux-cerfs) berüchtigt; eine schaudererregende Fallgrube weiblicher Unschuld, die eine ungeheure Menge von Opfern verschlang, welche, wenn sie der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Geschmack an der Lasterhaftigkeit in dieselbe zurückbrachten. Man rechnete, daß diese Anstalt dem Staate einige 100 Millionen Thaler gekostet habe. Aus der entsetzlichen Verderbtheit der Regierungsmaschine schlossen erfahrne Männer schon damals, daß nur ein gänzlicher Umsturz der alten Verfassung dereinst das Uebel werde heilen können. Vorboten einer solchen Revolution zeigten sich auch in der That schon damals. Theils brachte die große Armuth des Volks und der Druck der Steuereinnehmer hie und da Aufstände zuwege, theils zeigte das Parlament und die Geistlichkeit gegen königliche Befehle eine ungewohnte Widersetzlichkeit. Die letztere kämpfte bald gegen die weltliche Obrigkeit an, bald stritt sie unter sich selbst. Alles war im Innern in feindseliger Bewegung. Zwei Parteien waren es hauptsächlich unter den Geistlichen, die sich

einander mit tödtlichem Hasse sowohl persönlich, als in Schriften und Predigten verfolgten: Jesuiten und Jansenisten. Aber es war nicht genug an den innern Uebeln, an welchen dieser unglücklich kranke Staatskörper litt; auch die äußern Geißelungen, Land- und Seekriege, traten bald wieder hinzu, und wurden durch das ungeschickte Benehmen der Regierung, d. h. der Marquisin von Pompadour, erst recht verderblich. Welche einzelne Ursachen der neue Ausbruch des Krieges mit England hatte, braucht kaum gesagt zu werden; es war vorauszusehen, daß die heftigen Collisionen beider Völker sowohl in Indien als in Amerika, wo jeder sich gern auf Kosten des andern erweitern wollte, über kurz oder lang zu einer lichten Entzündung führen mußten. Die geheime Gluth war schon zu mächtig geworden, als daß die angestellten Unterhandlungen sie hätten dämpfen können; und indem Frankreich darauf bedacht war, zur Deckung seiner Colonien Kriegsschiffe nach Nordamerika zu senden, fing der englische Admiral Boscawen die Feindseligkeiten damit an, daß er ohne Kriegserklärung zwei derselben auf der Höhe von Newfoundland wegnahm (10. Jun. 1755), worauf bald nachher eine allgemeine Jagd auf alle französischen Kauffahrteischiffe gemacht ward, deren in kurzer Zeit gegen 300 in den englischen Häfen aufgebracht wurden. So war denn also der Krieg wieder da, und all das Elend, das kaum verschwunden war, erging aufs Neue über die geängstigten Völker. Der schlechte Zustand der französischen Marine versprach wenig Erfolg; indessen bewirkten die Manifeste, in denen Englands empörende Uebertretung des Völkerrechts mit schwarzen Farben gemalt war, bei der Nation die feurigste Begeisterung und die lebhafteste Theilnahme. Aber jetzt beging die Pompadour einen Streich, so unpolitisch, als ob die Feinde selbst ihr dazu gerathen hätten. Damals nämlich (1756) brach in Deutschland der berühmte siebenjährige Krieg aus. Die Kaiserin Maria Theresia

ließ sich herab, der königlichen Buhlerin zu schmeicheln, und diese, berauscht von dem herrlichen Weihrauch, sagte ihr die lebhafteste Theilnahme Frankreichs an ihren Händeln zu. So ward, gegen alle gesunde Politik, eine Coalition mit Oestreich geschlossen, zu einer Zeit, wo man alle Kräfte auf den eigenen Feind hätte wenden sollen, und ein Paar Armeen wurden nach Deutschland gesandt, die noch dazu so schlecht angeführt wurden, daß sie den französischen Namen 13 Jahre lang vor der Welt zum Gelächter gemacht haben. Zu Anfange des Jahres 1757 ereignete sich ein Vorfall, der recht darauf berechnet war, den König zum Nachdenken über sich selbst zurückzuführen, wenn er dessen irgend noch fähig gewesen wäre; er ward nämlich am 5. Jan. Abends 6 Uhr von Damiens verwundet. Von den vielen Unglücksfällen des 6jährigen Land- und Seekrieges, der fast in allen Welttheilen und in allen Meeren geführt ward, nur so viel: da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, die sie kommandiren sollten. Wo sich daher nur französische Schiffe sehen ließen, wurden sie weggenommen, wo französische Heere, wurden sie geschlagen. Fast alle indischen und amerikanischen Colonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Die äußerste Erschöpfung machte endlich den Frieden nöthig. Er ward am 5. Nov. 1762 zu Fontainebleau, freilich nicht zum Vortheile der Franzosen, geschlossen. Auf den nun schon physisch und moralisch erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin Pompadour herannahen, der am 15. April 1764 nach einer langen Abzehrung erfolgte. Dabei nahm die Düsterheit seines Kopfes dergestalt zu, daß sein Kammerdiener kaum

noch wußte, was für Gegenstände des Vergnügens er ihm noch zuführen sollte, um ihn auf längere Zeit zu erheitern. Endlich trieb er eine öffentliche Buhlerin von ungewöhnlichem Reize auf, die in alle Künste der Ueppigkeit recht methodisch eingeweiht war. Sie war von gemeiner Herkunft und hieß eigentlich Marie Vaubernier, war aber den Liebhabern unter dem Namen l'Ange bekannt. Sie genügte dem Könige so außerordentlich, daß er ihr den Platz der Pompadour bestimmte, und damit er sie doch als eine Person von Stande bei Hof zeigen könne, verheirathete er sie zum Schein an einen Grafen Dübarry, der nichtswürdig genug war, sich diese Rolle gefallen zu lassen. Wir übergehen die Intriguen, die die Hofleute spielten, um die Einführung eines so verworfenen Geschöpfs zu verhindern. Die meisten Höflinge trugen kein Bedenken, die neue Sonne anzubeten. Der Kanzler des Reichs, Herr von Meaupou, trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich für einen Verwandten der Dübarry ausgab, und der erste war, der seinen Wohlthäter, den Herzog von Choiseul, verließ, als dieser durch den Einfluß der Maitresse gestürzt wurde. Dafür ward er nun der Allmächtige, und das erste Werk seiner neuen Gewalt war, daß er den König bewog, das widerspenstige Parlament Mann für Mann aufheben und wegjagen zu lassen, und ein neues an dessen Stelle zu wählen (1771). Auch die Provinzialparlamente wurden von ihm gewaltsam ausgemustert und durch seine Geschöpfe ergänzt. Weil aber alle diese Stellen erkauft worden waren, so mußte den abgesetzten Gliedern ihr Kaufgeld zurückgezahlt werden, welches dem Staate die ungeheure Ausgabe von 25 Millionen Thalern verursachte. Zu einem solchen Haushalte, neben welchem auch noch so unerhörte Zinsen für die Staatsschuld, so viel andere Bedürfnisse und eine immer ausschweifendere Verschwendung des Hofes bestritten werden mußte, gehörten schreckliche Auflagen. Der jetzige Finanzminister,

Abbé Terray, wußte ohne alle menschliche Regung immer neue Steuern hervorzupressen. Neben Terray war der Herzog von Aiguillon Minister und der schon erwähnte Meaupou Kanzler. Alle drei handelten mit einander und mit der Maitresse im besten Einverständnisse und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; die Zufriedenheit und die Ehre der Nation kümmerte sie nicht. Damals (1773) geschah die bekannte Abtretung eines Stücks von Polen, in welches sich Preußen, Rußland und Oestreich theilten. Als davon in Ludwigs XV. Gegenwart gesprochen ward, sagte er: »Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen.« Da indessen der düstern Stunden immer mehrere wurden, so mußte seine Umgebung immer neue Zerstreuungsmittel ersinnen; und nirgends ist wohl die Kunst, die Sinnenreize zu raffiniren und zu vervielfältigen, in einem höhern Grade ausgebildet worden, als unter diesen Menschen. Denn Ludwig XV. sollte nun einmal, obgleich schon 64 Jahre alt, seiner gewohnten Lebensart nicht entsagen. Gewissensregungen und religiöse Bedenklichkeiten, die sich häufiger einstellten, je älter er ward, wurden mit aller Macht aus seinem Gemüthe verscheucht, und so überraschte ihn der Tod um so schrecklicher, da sich derselbe so verrätherisch, wie eine Schlange unter Blumen, nahte. Eine schöne Müllerstochter, die, ihr selber unbewußt, schon Blatterngift im Körper hatte, steckte ihn damit an, und so bekam er noch als Greis die Kinderpocken. Nur Wenige hielten den Anblick und das Aechzen des Leidenden aus. Die Dübarry entfernte sich bei Zeiten auf ihre Güter, um nicht nach des Königs Tode vom Volke zerrissen zu werden; von den Günstlingen, die er so unermeßlich bereichert hatte, ließ sich keiner sehen. Nur seine Töchter und sein Beichtvater hielten noch bei ihm aus. Endlich entfloh der gequälte Geist am 10. Mai 1774, Nachmittags gegen halb 4 Uhr. — So gerechten Tadel auch die Ver-

dorbenheit seiner Regierung verdienen mag, so ist es doch in dieser Zeit, wo der Geist in Frankreich eine freiere Richtung nahm. Die auffallenden Behauptungen in wissenschaftlicher Hinsicht von Lamotte zeigten wenigstens von Selbstständigkeit und einem Bestreben, sich eine neue Bahn zu brechen. Fontenelle machte die Wissenschaft volksthümlich, Montesquieu unternahm schon eine kühne Beleuchtung der Sitten, des Glaubens und der Gesetze der Völker, Voltaire brachte einen philosophischen Geist in die Literatur, Massillon verpflanzte denselben auf die Kanzel und machte eine kurze Zeit die christliche Beredsamkeit zur Dolmetscherin einer strengen Vernunft. Die ausgewanderten Protestanten, vornehmlich aber Bayle, trugen mehr oder weniger zur Denkfreiheit bei. Es entstand in Frankreich ein Verein philosophischer Köpfe, welche die Encyklopädie entwarfen, das heißt, sie suchten die große Idee von Bacon in alphabetischer Ordnung auszuführen. Ein anderer, weniger gerühmter Verein wirkte vielleicht mehr für das allgemeine Beste, es waren die sogenannten Oekonomisten, die man nicht genug schätzte, weil man sie lächerlich machte, welches in Frankreich der Todesstoß ist. Ungeachtet ihres absprechenden Tons, ihres hochtrabenden Styls und der allzu entscheidenden Folgerungen von jetzt bestrittenen Vordersätzen, verdankt man ihnen doch, daß sie die Aufmerksamkeit der Nation auf die Untersuchung des Gemeinwohls richteten. Wunderbare Systeme verdrängten einander, allein die Aufmerksamkeit wendete sich dem Nützlichen zu; man untersuchte die Ursachen von dem Elende der Völker und so bildete sich der Gemeingeist aus. Während der unruhige Voltaire, d'Alembert, Diderot, Duclos, Mably, Condillac, Marmontel, Helvetius, die Vorurtheile untergruben, welche den Fortschritt des menschlichen Geistes verhinderten, und Raynal auf der andern Halbkugel eine Zukunft überschwenglicher Glückseligkeit zeigte, schöpfte ein Mann auf seinem einsiedlerischen

Wege, aus seinem Herzen und aus dem Umgange mit der Natur jene umfassende und religiöse Philosophie des Gemüths, welche die Sittenlehre vor den häufigen Angriffen, die den Glauben umstürzten, schützen sollte. Rousseau fühlte, daß die Philosophen einrissen und nicht aufbaueten. Ihre Schule ist nicht mehr vorhanden, die seinige lebt noch fort, und beredte Schriftsteller haben ihren Glanz noch vermehrt. Durch seine Eitelkeit geleitet, durch seinen Trübsinn getäuscht, hat Rousseau seine Feder oft auffallenden Meinungen gewidmet, jedoch weit öfter der Wahrheit. Er bildete die Sitten der Franzosen um, indem er sie zum Familienleben und zur Gleichheit zurückführte; der Hof und die Gewohnheit, unter dem Despotismus zu schmachten, hatte sie verkrüppelt, er aber zeigte ihnen die Natur; die Kinder, welche kaum eines Blickes ihrer Eltern gewürdigt wurden, hat er an die Brust der Mutter gelegt und in die Arme des Vaters zurückgeführt; die Frauen hat er erhoben, indem er sie die Tugenden lehrte, durch welche sie dem Staate tüchtige Bürger erziehen. Rousseau that mehr, er sagte die Revolution voraus und hielt sie den Gemüthern vor durch die Abfassung seines »Contrat social«. Und konnte es anders kommen; das öffentliche Elend, welches schon Ludwig XIV. durch seine Raubkriege, seine Prachtliebe und kostspielige Bauten vergrößerte, erstieg unter seinem Nachfolger den höchsten Gipfel; mit der Wohlhabenheit ging auch die Moralität der Nation zu Grunde. Tausend Millionen Thaler betrug die Schuldensumme des Staats; Handel und Ackerbau und alle Gewerbe lagen darnieder; die unerschwinglichen Auflagen hatten die Hälfte der Unterthanen zu Bettlern gemacht, und die Habsucht der Steuerpächter schreckte jeden Landmann ab, mehr zu bauen, als er zu seinem Unterhalt höchst nöthig bedurfte. Man wollte lieber selbst hungern, als für Räuber und Prasser arbeiten. Das Beispiel des Hofes hatte das ganze Reich angesteckt. Ueberall war

der gröbste Egoismus herrschendes Sittenprinzip geworden. Von
schönen, liebevollen, menschenfreundlichen Gesinnung, die in der
freuung Anderer ihre Freude findet, war nichts mehr zu sehen. D
feindselige Geist der Zeit hatte jede Spur davon verweht. Französis
Philosophen selbst stellten den Eigennutz als einzig mögliche Trieb
der alles menschlichen Handelns auf. Man traute keinem Mensch
mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu, wenn sein Vortheil damit
Widerspruch käme. Keuschheit, Schamhaftigkeit und eheliche Tre
waren lächerlich geworden; Untreue erhöhte den Reiz des Genusse
Die Unschuld zu verführen war ein herrlicher Spaß; denn Niema
traute es der Unschuld noch zu, unverführt bleiben zu wollen. D
Glaube war aus den Herzen verschwunden, und statt der Humanit
sah man nur höfliche Bestialität. So blieben zuletzt nur die Freud
der Sinne als der einzige reelle Genuß des Lebens übrig, und der wa
denn auch von den Meisten mit wahrer Brutalität verfolgt. D
schändlichsten Seuchen vergifteten ganze Familien, und selbst Frauen
zimmer sprachen davon wie von gleichgültigen Dingen. So wechse
ten in ganz Frankreich Bilder des Jammers mit Bildern des Abscheu
welches Alles den Umsturz des Thrones herbeiführte.

Ludwig XVI., Enkel des Vorigen, 2. Sohn des Dauphins
von dessen 2. Gemahlin, der Prinzessin Maria Josephe von Sachsen
hieß anfangs Herzog von Berry, geb. den 22. Aug. 1754. Der
Willen seines Großvaters gemäß erhielt er eine zwar gute, aber in s
sehr falsche Erziehung, als ihm zu wenig Vertrauen auf sich selbst un
zu geringer äußerer Anstand beigebracht wurde. 1760 st. sein Bruder
der energische und entschlossene Herzog von Burgund, und 1765 sei
Vater. 1770 wurde er aus politischen Plänen, die er nicht theilt
an Maria Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, vermähl
Bei den Festen zu seiner Vermählung kamen bei Gelegenheit eine

Feuerwerks mehrere Hundert Menschen auf dem nämlichen Platz L.s XV. um, wo später sein und Maria's Antoinette's Haupt unter der Guillotine fiel. Mildthätig wies er seine ganze Privateinnahme auf mehrere Monate an, um das dadurch gestiftete Unglück zu lindern. Da die Heirath mit Maria Antoinette gegen seinen Willen geschehen war, näherte er sich anfangs mehrere Jahre seiner Gemahlin nicht, bis endlich ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit sein Herz gewann und er sich in inniger Liebe mit ihr vereinte. 1774 kam er durch den Tod L.s XV. zur Regierung. »Ach, welch ein Unglück für uns, wir sind zu jung zum Regieren!« rief der kaum 20jährige Monarch aus, als man ihm hinterbrachte, daß er König sei. Die eigentlichen Regierungshandlungen sind im Artikel Frankreich (Gesch.) verzeichnet, und weitläufiger noch in den biographischen Artikeln von L.s Ministern, Maurepas, Vergennes, Turgot, Necker, Lomenie de Brienne, so wie die Begebenheiten des Kriegs mit England unter Nordamerikanischer Freiheitskrieg, so wie die Stürme der beginnenden Revolution und unter den diese betreffenden Artikel, wie Jakobiner, Feuillans, Gironde, Marat, Robespierre u. s. w. abgehandelt; es bleibt daher hier nichts zu erwähnen, als was sich auf die Persönlichkeit des Königs bezieht. Durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, hauptsächlich durch Finanznoth, war die Stimmung des Volks von dem König und seiner Gemahlin abgewendet worden, wozu die schwachen und halben Maßregeln des Königs, einige Unvorsichtigkeiten in dem Benehmen der Königin und die allgemeine durch die vorigen Regierungen hervorgebrachte Sittenlosigkeit nicht wenig beitrug; die Nationalversammlung, 1789 berufen, vermochte den Sturm nicht zu beschwören, das königliche Ansehen sank immer mehr und seit am 5. Oct. 1789 eine bewaffnete Rotte, besonders trunkener Weiber, von Paris nach Versailles zogen, dort in das königliche Schloß eindrachen, die Garden mordeten,

die Königin mit dem Tode bedrohten und den König und seine Familie aus seiner und seiner beiden Vorfahren bisherigen Residenz nach Paris entführten, war er eigentlich schon ein Gefangener, und die nachfolgenden Schritte, die Annahme der Constitution, die Entlassung der Garden, des Hofes, seiner Kapläne u. s. w. waren halb erzwungen. In diesen Verlegenheiten zeigte L. eine seltene Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr; allein Schwäche und Unentschlossenheit, wenn es einen raschen Entschluß zu fassen galt. Stets gebrauchte er, um sich bei seinen Anhängern zu rechtfertigen, den Vorwand, nicht energisch zu handeln, um nicht den Bürgerkrieg zu entzünden und so zum Blutvergießen Anlaß zu geben. Mit Mühe bewog ihn die Königin zu dem Entschluß, in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 zu entfliehen, schon war er auf dem Wege nach Montmedy bis Varennes gekommen; hier aber ward er vom Postmeister Drouet erkannt und angehalten, und als er wieder seinen Anhängern untersagte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, von 40,000 Mann Nationalgarden im Triumph gefangen nach Paris zurückgeführt. Enger wurden nun seine Banden geschlagen, indessen genoß er doch einen Schein von Freiheit, indem die Nationalversammlung nach lebhaften Debatten beschlossen hatte, daß der König fortherrschen sollte. Am 20. Juli 1792 stürmte indessen ein Pöbelhaufen die Tuilerien und drang in des Königs Zimmer, und nur die Geistesgegenwart, mit der er die Thür öffnete und rief: »Ich habe nichts von Franzosen zu fürchten!« retteten wahrscheinlich ihm und den Seinigen das Leben. Auch der Muth und die Gleichmuth, mit der er die nachfolgenden Schmähungen der Eingedrungenen ertrug, von denen einer ihm eine rothe Jakobinermütze aufsetzte, ein anderer ihn aus seiner Feldflasche aufs Wohl der Nation zu trinken nöthigte, war bewundernswerth. Doch schon am 10. August erschien der Pöbel wieder vor den Tuilerien, stürmte dieselben,

machte die sie vertheidigenden Schweizer nieder und zwang ihn, in der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Diese sendete ihn, unter dem Vorwand, für seinen Schutz zu sorgen, als Gefangenen in den Tempel; die gesetzgebende Versammlung beschloß die Abschaffung des Königthums und überließ dem Convent, L. gesetzlich zu morden. Als Gefangener entfaltete L. noch in einem höheren Grade den Muth, die Standhaftigkeit und die Geistesgegenwart, die wir bereits an ihm rühmten, und die dem unglücklichen Fürsten die Bewunderung aller Zeiten gewinnen müssen. Am 10. Dec. ward er vor dem Convent öffentlich angeklagt; man gab ihm Schuld, die Tyrannei geübt, sich der Revolution widersetzt, die Constitution nur zum Schein angenommen, die Pilnitzer Convention, wodurch sich Oestreich und Preußen gegen Frankreich verbanden, angestiftet und das Volk absichtlich zu dem Aufstand am 10. August gereizt zu haben, um es von den Schweizern umzingeln und niederhauen lassen zu können. Sogar seine Mildthätigkeit warf man ihm vor, angebend, daß seine Almosen Bestechungen hätten sein sollen. L. wählte sich Malesherbes, Tranchet und Deseze zu Vertheidigern, arbeitete mit ihnen seine Vertheidigung aus, und erschien mit ihnen furchtlos vor den Schranken. Doch umsonst war Deseze's schöne Vertheidigung, vergebens der beiden Andern Thränen, L. wurde dennoch am 7. Jan. 1793 mit einer schwachen Mehrheit von 5 Stimmen zum Tode verurtheilt. Ruhig und gefaßt hörte er das Urtheil am 20. Jan. an, bereitete sich als Christ auf den Tod vor, nahm von seiner Familie zärtlichen Abschied, und endete sein Leben den 21. Jan. 1793, Morgens nach 8 Uhr, auf der Guillotine. Ein Beichtvater, der Abbé Edgeworth, begleitete ihn auf dem Todesweg. Die Guillotine war auf dem Platz Ludwigs XV. aufgeschlagen. Er bestieg dieselbe, und in diesem Augenblick sprach der Priester die denkwürdigen Worte zu ihm: »Sohn des heil. Ludwig, steige zum Him-

mel.« L. ließ sich nur auf Zureden des Priesters die Hände binden, wendete sich hierauf zum Volk und sprach: »Franzosen! ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß mein Tod dem Volke nützlich sein möge; Franzosen —« In diesem Augenblick befahl aber der Commandant von Paris die Trommeln zu rühren, und unter dem Geschrei: »Es lebe die Republik! Es lebe die Nation!« fiel L.s Haupt. Sein Körper ward nach dem Kirchhofe St. Magdalena gebracht und dort, nach des Convents Befehl, in ein Grab mit lebendigem Kalk gelegt, das ihn schnell auflöste. Nach der Restauration ward er 1814 wieder aufgegraben und nach St. Denis gebracht. — So endete L. als Sühnopfer für die Sünden und Fehler seiner beiden Vorfahren. Er war der beste Privatmann, jedoch als König zu schwach, zu unentschlossen und seiner Zeit nicht gewachsen. Vgl. Marie Antoinette.

Ludwig XVII., hieß eigentlich Carl Ludwig, war der Sohn Ludwigs XVI. und den 27. März 1785 geboren. Nach dem Tode seines ältern Bruders, der 1789 zu Versailles starb, ward er Thronerbe von Frankreich. Seine liebliche Kindlichkeit, seine sanfte und anziehende Gesichtsbildung, sein einschmeichelndes Wesen, seine stets geistreichen und gefühlvollen Antworten vermochten ihn nicht vor dem Unglücke, das sein Leben vergiftete, und vor dem schrecklichen Schicksale, das es endigte, zu schützen. Als die constituirende Versammlung ihre Sitzung nach Paris verlegte und der König ihr folgte, wurde auch der Dauphin in die Tuilerien gebracht. Der Kleine theilte die Angst und die Gefahren des schrecklichen 20. Juni. Mit der königlichen Familie mußte er das Gefängniß im Tempel beziehen, wo er durch seine Lernbegierde, seine Unschuld und Liebe, der Trost der Eltern ward. Ludwig XVI. unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben und war ein Gefährte seiner Spiele. Nach seines Vaters Tode wurde

er von den emigrirten Royalisten, die sich an den Grenzen Frankreichs aufhielten, zum Könige, unter dem Namen Ludwigs XVII., ausgerufen. Sechs Monate nachher ward er seiner Mutter entrissen und der Obhut des Simon, eines unwissenden, rohen Schusters, anvertraut, der ein wüthender Sansculott, ihm Unterricht im Fluchen und Trinken gab, und ihn durch Schrecken zwang, seinen Vater zu verwünschen und die Carmagnole zu singen. Sein schleuniger Tod gab zum Argwohn Veranlassung, er sei vergiftet worden. Das unglückliche Kind besaß eine schöne Gestalt, litt aber an Rhachitis. Unter den wüsten Händen der rohen Menschen sind alle seine geistigen und moralischen Anlagen verwüstet worden. Er starb d. 8. Juni 1795 mit Geschwüren bedeckt, was den Glauben an eine Vergiftung unter dem Volke bestätigte. So viel ist gewiß, daß unter Robespierre einem Pariser Apotheker 10,000 Thlr. geboten wurden, und der Deputirte Chabot sagte laut in der Versammlung: ein Apotheker müsse Frankreich von dem Knaben befreien; doch der Bericht, den der Arzt Dussault über der Befund des Leichnams abstattete, giebt keine Gründe eines gewaltsamen Todes an.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver), le désiré, sonst Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin (des Sohnes Ludwigs XV.), geb. den 17. Nov. 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, Tochter Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, die 1810 starb. Er hieß seit dem Regierungsantritt seines Bruders Ludwigs XVI. Monsieur, und nach dessen Hinrichtung Regent von Frankreich. Seine Regierungsjahre zählt er von dem Tode seines Neffen, Ludwigs XVII. an, der am 8. Juni 1795 starb; auch nannte er sich von dieser Zeit an König von Frankreich und Navarra; doch ward er als solcher von Europa, selbst von England, nicht eher anerkannt, als nach der Einnahme von Paris durch die

verbündeten Mächte, den 31. März 1814. Der Prinz Ludwig Xaver Stanislaus verlebte die ersten Jahre der Kindheit unter der Aufsicht und Pflege seiner zärtlichen Eltern. Er genoß eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht in Wissenschaft und Sprachen, denen er sich mit Erfolg und Vorliebe widmete. So gewann er eine geistige Bildung, wodurch er über seinen ältern Bruder, den nächsten Thronerben, und über seinen jüngern Bruder, den Grafen von Artois, ein Uebergewicht erhielt. Während der Regierung seines Bruders Ludwigs XVI. lebte er entfernt von allen Staatsangelegenheiten im Kreise seines eigenen Hofes, und beschäftigte sich mit den Wissenschaften und Künsten. Bei so sorgloser Beschäftigung übereilte den Prinzen die Epoche, wo er als erster Prinz vom Geblüte und als Staatsbürger nicht ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bleiben konnte. Ludwig XVI. berief die Notablen des Reiches, um über die Mittel zur Wiederherstellung der Finanzen zu berathen, und Monsieur führte bei dieser Versammlung, die sich in sieben Bureaus oder Ausschüsse theilte, als erster Prinz vom Geblüte, den Vorsitz im ersten Ausschusse. Da er auf die Seite der Opposition gegen den Finanzminister Calonne trat, und sich zu einer vorurtheilsfreien Staatskunst bekannte, immer im Gegensatze gegen die Großen des Reiches, gegen das alte Parlament und gegen die hohe Geistlichkeit, welche das Königthum ihren vermeinten Privilegien unterordnen und sich Steuerbefreiung zu sichern dachten; so gewann er die Liebe des Volkes, das ihn mit hohem Beifalljubel begrüßte, als er vom Könige beauftragt wurde, die Registrirung einiger Gesetze in den Chambres des Comptes persönlich vollziehen zu lassen, seinen Bruder hingegen, den Grafen von Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, mit argen Beschimpfungen überhäufte. Bei der zweiten Zusammenberufung der Notablen im Nov. 1788 blieb er seinen Grundsätzen getreu und nur

der erste Ausschuß unter seinem Vorsitze entschied für Neckers Meinung, daß der Bürgerstand eine doppelte Anzahl von Abgeordneten ernennen müsse, um gegen die privilegirten Stände ein billiges Gleichgewicht zu erhalten; dagegen die sechs übrigen Ausschüsse diese doppelte Vertretung des dritten Standes mit einer kleinen Stimmenmehrheit verwarfen. In der Revolution konnte Monsieur, wie auch der König, den Verläumdungen der Volkspartei nicht entgehen. Der Graf von Artois, die Prinzen Condé und Conti, die Herzöge von Bourbon, Enghien und von Luxembourg flohen aus Frankreich; Monsieur aber blieb und begleitete den König, als La Fayette ihn nach Paris führte. Während der König in halber Gefangenschaft in den Tuilerien lebte, wurden von vielen seiner Anhänger Pläne zu seiner Rettung geschmiedet. Als das Haupt derselben wurde der Marquis von Favras in Verhaft genommen und zur Untersuchung gezogen. Da der Marquis früher in Monsieurs Diensten war und ganz neuerlich für denselben eine Anleihe von mehreren Millionen Livres gemacht hatte, so entstand die Vermuthung, daß die Verschwörung zunächst von dem Prinzen selbst wohl ausgehen möchte. Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie und gegen Monsieur, der in der schwankenden Volksgunst noch neulich so hoch stand, nahmen eine so furchterregende Wendung, daß Letzterer sich nach dem Stadthause von Paris begab, um sich persönlich zu rechtfertigen: »Er stehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieser ihm 2 Millionen Livres zur Bezahlung seiner Schulden habe negociren sollen.« Von diesem Gelde, glaubte das Volk, es sei zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis von Favras fiel als ein Revolutionsopfer. Endlich bewogen die stürmischen Volksbewegungen den König und seinen Bruder, sich ihrer peinlichen Lage durch geheime Flucht zu entziehen. Die Vorbereitung dazu

wurde mit größter Vorsicht getroffen. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791 schritt man zur Ausführung; der König und die Königin wählten bekanntlich den Weg über Bondy, St. Menehould, Clermont nach Deutschland zu, wo sie in der folgenden Nacht zu Varennes erkannt, angehalten und nach Paris zurückgeführt wurden. Glücklicher war der Graf von Provence, er schlug den Weg auf Soissons, Laon und la Chapelle ein, und erreichte nach mannichfachen Gefahren Brüssel, wohin auch der Graf von Artois eilte. Er nahm hierauf an den Schritten der Ausgewanderten in Coblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und gegen die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf die Aufforderung Ludwigs an die Prinzen, nach Frankreich zurückzukehren, antwortete Monsieur im Namen derselben: daß sie die Constitution für das Werk von Aufrührern hielten, daß der König, bloß der Nutznießer des Reiches, seinen Nachfolgern Rechenschaft schuldig sei und die Verpflichtung habe, denselben das Reich so zu überliefern, wie er es von seinen königlichen Vorfahren erhalten habe. Während die Prinzen sich in den geistlichen Kurfürstenthümern des deutschen Reiches zu einem Strafzuge gegen ihr Vaterland rüsteten, und bei Oestreich und Preußen auf Erfüllung der Pilnitzer Uebereinkunft drangen, schritt die Nationalversammlung mit strengern Maßregeln vor gegen die Ausgewanderten, indem sie diesen alle Gehalte, Pensionen und Renten aus der Staatskasse entzog und Monsieur seines Rechtes zur Regentschaft für den Fall der Minderjährigkeit des Königs verlustig erklärte (Jan. 1792). Bald darauf ward Ludwig XVI. genöthigt, den Krieg gegen Oestreich zu erklären. Die beiden Brüder des Königs schlossen sich an der Spitze von 6000 Reitern an das preußische Heer an. Mit der Hinrichtung des Königs verschlimmerte sich die gemeinschaftliche Lage; und die Trennung zwischen dem ausgewanderten

Frankreich, wie sich die Flüchtlinge als Gesammtmasse nannten, und der französischen Republik ward unheilbar. Monsieur begab sich hierauf nach Hamm in Westphalen, wo er sich zum Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XVII. erklärte. Er sandte von hier aus im Laufe des J. 1795 Abgeordnete nach der Schweiz, England, Sardinien, Rußland u. s. w., um für die verzweiflungsvollen Angelegenheiten des auswärtigen Frankreichs zu wirken, mit Bitten, Anklagen und Rathschlägen; selbst die in verschiedenen Gegenden Frankreichs ausgebrochenen Empörungen gegen die freie Verfassung von Frankreich standen zu ihm in näherer oder entfernterer Verbindung. Hierauf verlegte er seinen Hof nach Verona, wo er 1795 von den Ausgewanderten zum Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen wurde. Als im folgenden Jahre der venetianische Senat, durch Bonaparte's Drohungen in Furcht gesetzt, ihm die Anzeige machte, daß man ihm die bisher vergönnte Freistatt nicht länger verstatten könne, ertheilte er auf der Stelle die mündliche Antwort: »Ich werde abreisen, aber ich mache zwei Bedingungen, man lege mir das goldene Buch vor, in welchem meine Familie mit dem Bürgerrechte der Republik verzeichnet ist, daß ich mit eigener Hand den Namen ausstreiche; zweitens liefere man mir die Rüstung, die mein Oheim Heinrich IV. der Republik als Freundschaftsgabe zum Geschenke machte.« Zuerst begab er sich nun zum Heere des Prinzen von Condé am Rhein; doch ward er bald durch Bonaparte's Siege genöthigt, das Heer zu verlassen, und begab sich dann nach Dillingen in Baiern. Hier war es, wo er d. 19. Juli 1796 mit dem Grafen von Avaray und den Herzogen von Grammont und Fleury Abends um 10 Uhr an das Fenster trat, als von der dunkeln Straße herauf ein Flintenschuß fiel, dessen Kugel des Königs Scheitel streifte und dann gegen die Mauer schlug. »Sein Sie ruhig,« sagte er so-

gleich zu den bestürzt Herbeieilenden; »ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen bringt, hat nichts zu sagen.« Als darauf der Graf Avaray ausrief: »Ach, wenn jener Elende einen halben Zoll tiefer getroffen hätte!« erwiederte er kalt: »Nun, so würde der König von Frankreich Karl X. (Artois) heißen.« Von dort ging er nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig lebte und einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Frankreich, namentlich mit Pichegru, unterhielt. Nach dem Frieden von 1797 begab er sich nach Mitau, wo er die Vermählung des Duc d'Angoulême mit Ludwigs XVI. Tochter feierte. Als Paul I. ihm den fernern Aufenthalt in seinen Staaten untersagt hatte, erlaubte ihm die preußische Regierung, sich in Warschau niederzulassen. Hier machte Bonaparte 1803 den Versuch, den Prätendenten zur Entsagung zu bewegen. Allein dieser antwortete dem Unterhändler des ersten Consuls d. 28. Febr.: »Ich verwechsele Herrn Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seine Tapferkeit, seine militairischen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, das er meinem Volke erzeigt; allein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich selbst in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz I. will ich wenigstens sagen können wie er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht.« Die Prinzen traten den 25. April der Antwort des Königs bei. Der »Hamburger Correspondent« vom 9. Sept. mußte zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31. Aug. diese dem Prätendenten gemachten Anträge für Erdichtungen erklären; auch die »Mannheimer franz. Zeitung« erklärte sie für grundlos; allein der »Moniteur« widersprach nicht. 1805 ging Ludwig mit Genehmigung des Kaisers Alexander nach Mitau zurück, allein der tilsiter Friede nöthigte ihn, das feste Land zu verlassen, und er begab sich am Ende 1807

nach England. Hier lebte sein Bruder, der Graf von Artois (seit 1797 Monsieur), von 1796 an, meistens zu Edinburg. Ludwig hatte mehre Schritte gethan, eine Wiederherstellung seines Hauses in Frankreich zu bewirken. In dieser Absicht schrieb er an Pichegru und gab ihm Vollmacht. Sein Brief vom 24. Mai 1796 ist ein Beweis des großen Vertrauens, das er zu diesem »tapfern, uneigennützigen und bescheidenen« Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, »daß ihm die Ehre der Wiederherstellung der franz. Monarchie vorbehalten sei.« Als das Condé'sche Corps, bei welchem der Herzog von Berry seit 1798 ein in russischen und dann in englischen Sold genommenes adeliges Cavallerieregiment befehligte, durch die Ereignisse aufgelöst worden war und vom russ. Kaiser Wohnplätze in Volhynien erhalten hatte, nahmen die Prinzen des Hauses Bourbon nur aus der Ferne an den spätern Begebenheiten Antheil. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entscheidung des großen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamshire sehr einfach lebte und sich theils mit den römischen Classikern, besonders Horaz, von dem er viel übersetzte und im Gedächtniß behielt, theils mit politischen Studien beschäftigte, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der britischen Verfassung, ihn für die bessern Ideen unserer Zeit empfänglicher gemacht haben konnten. Daß er in der Denkart seinem unglücklichen Bruder nicht unähnlich war, beweisen mehre Züge von Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des franz. Heeres in Rußland an den Kaiser Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenschaft befindlichen Franzosen als seine Kinder der Großmuth dieses Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeste in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzosen nur bedauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab sich der Graf v. Artois den 2. Febr. 1814 nach Basel. Sein

älteſter Sohn, der Duc d'Angoulême, war zu Wellington abgegangen. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzoſen aus Hartwellhouſe den 1. Febr. 1814 erlaſſenen Aufruf bekannt, welcher zuerſt in Bordeaux, dann ſelbſt in Paris eine Partei bewog, ſich für die Bourbons zu erklären. Der König verſprach darin volles Vergeſſen des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs- und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Geſetzbuchs (mit Ausnahme der Geſetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schuz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, dem Heere alle ſeine Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr ſeiner politiſchen Rechte, Vernichtung der Conſcription, und für ſich und ſeine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrſinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden dieſe Proclamationen und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angoulême aus St.-Jean-de-Luz vom 11. Febr., dennoch keinen Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongreſſes, den 19. März, traf der Graf v. Artois in Nancy ein. Doch ſah zuerſt der Herzog von Angoulême in Bordeaux den 12. März auf franz. Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer ſelbſtſtändigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feſte Richtung auf die Wiederherſtellung der Bourbons erſt bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris durch die Erklärung des Kaiſers Alexander vom 31. März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede ſeiner Familie unterhandeln wolle. Auch trugen dazu nicht wenig bei Talleyrand, Jaucourt, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Neſſelrode, Pozzo di Borgo und Liechtenſtein am 31. März durch die Verſicherung, daß die Wiederherſtel-

lung der Bourbons der Wunsch der großen Mehrheit der Nation sei. (S. de Pradt's »Récit historique sur la restauration de la Royauté en France le 31 mars 1814«.) Hierauf ernannte der Senat eine provisorische Regierung unter Talleyrand's Vorsitz, welche das Decret der Absetzung Napoleons, die der Senat am 2. April beschlossen hatte, den 3. April gesetzlich aussprach und den Constitutionsentwurf vom 3. April, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte. Auch übertrug ein Staatsdecret vom 4. April die Oberstatthalterschaft dem Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig, welcher auf Frankreichs Thron berufen sei, die Constitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Jetzt verließ Ludwig XVIII. Hartwell und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz-Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 24. April der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. stiegen hier zugleich ans Land: die Herzogin von Angoulême, der Prinz von Condé und dessen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angoulême an sein Herz und sagte: »Ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf Dein Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken.« Das Andenken seines ersten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete dorische Säule von Marmor und die Aufbewahrung der Spur seines ersten Fußstapfens in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, so wie in St.-Duen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommten ihn in St.-Duen der Kaiser von Oestreich und in Compiegne der Kaiser von Rußland. Von St.-Duen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Wesentliche der Constitution des Senats vom 5.

April in 12 Punkten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commission des Senats und des gesetzgebenden Körpers unterwarf. Dieser bedeutende Sieg der alten Monarchie über die Revolution wurde durch die äußern Umstände sehr begünstigt. Denn eben jene Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren eben so voreilig als selbstsüchtig ihren Vortheil bedacht hatten, widersprach der öffentlichen Meinung nicht minder, als dem folgerechten Monarchismus. Den 3. Mai hielt Ludwig seinen Einzug in Paris. Aller Hoffnungen wandten sich ihm entgegen. Hatte doch Joh. v. Müller schon 1795 von ihm gesagt: »Er werde der einst besser belehrten Nation als König Frieden und Consistenz wiederbringen!« Als Vollzieher des Testaments seines unglücklichen Bruders, das Vergebung empfahl, gab er die feierliche Versicherung: »Alle Untersuchungen der Meinungen und Stimmen bis zur Zeit der Wiederherstellung sind verboten. Dasselbe Vergessen des Vergangenen wird den Gerichtshöfen wie den Bürgern zur Pflicht gemacht«. Sein Ministerium bildete er aus Mitgliedern der bisherigen provisorischen Regierung und aus eifrigen Royalisten, wie der Kanzler d'Ambray war. Eine seiner ersten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drückenden vereinigten Abgaben, deren Abschaffung zwar versprochen war, deren Erhebung aber nur gemildert werden konnte. Darauf schloß er mit Oestreich, Rußland, England, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden den Frieden ab, Paris den 30. Mai 1814, und ließ das Verfassungsgesetz entwerfen. Allein sein Ministerium verstand zu wenig den Geist der öffentlichen Meinung, noch wußte es die Unzufriedenen durch Weisheit und Festigkeit in Ordnung zu erhalten. Es neigte sich zu alten Vorurtheilen hin und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation in Ansehung der Preßfreiheit und der Herrschaft liberaler Ideen. Eben so sahen sich die alten Roya-

listen, wie die Anhänger Napoleons, in den Träumen ihres Stolzes und ihrer Habsucht getäuscht. Jene dürsteten nach Rache und griffen nach den verlorenen Rechten. Diese aber, so wie die Soldaten Bonaparte's, welche zu hunderttausend aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, zürnten, daß Frankreichs Waffenstolz gedemüthigt sei. Nach der Bekanntmachung des Friedens ließ Ludwig in seiner Gegenwart durch seinen Kanzler d'Ambray die Constitution des Reichs, »La charte constitutionnelle«, welche die 3 Minister, d'Ambray, Montesquiou und Ferrand, entworfen, 9 Senetoren und 9 Abgeordnete aber geprüft hatten, dem gesetzgebenden Körper und den Senatoren den 4. Juni vorlegen. Sie wurde einmüthig als des Königs Wille anerkannt und einregistrirt. Die durch diese Urkunde gestiftete Kammer der Deputirten bat den König, den Beinamen des Ersehnten, Louis le désiré, anzunehmen. Als sich die Kammer mit der Bestimmung der Civilliste beschäftigte, erklärte Ludwig den Abgeordneten: »Denken Sie dabei eher an den Staat als an mich!« Zugleich ernannte der König aus altem und neuem Adel, aus Senatoren und Marschällen, 151 Mitglieder der Kammer der Pairs; 53 der bisherigen Senatoren, unter diesen 23 Ausländer, wurden vom Könige nicht zu Pairs ernannt; andere wurden ausgeschlossen, wie Caulaincourt, Fesch, Fouché, Grégoire, Röderer, Sièyes. Sie behielten aber ihre Einkünfte; selbst ihren Witwen wurde ein Jahrgeld ausgesetzt. Es war natürlich, daß Männer, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, nicht Pairs von Frankreich sein konnten. Das volle Vertrauen des Königs besaßen sein Hausminister, Herr von Blacas, und der Kanzler d'Ambray. Dieser und die fünf Staatssecretaire, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand), des Innern, des Kriegs, der Finanzen, der Marine und die Generaldirectoren der Polizei und der Posten machten, nebst den Staatsräthen und den maitres des

requêtes, den Staatsrath des Königs aus, in welchem ohne Unterschied ausgezeichnete Männer vom alten und neuen Adel und ehemalige Staatsdiener angestellt wurden. Die neuen auswärtigen Verhältnisse ordnete Talleyrand mit gewohnter Feinheit, nicht ohne Würde und mit schonender Rücksicht auf den Stolz der Nation. Vorzüglich trat er auf dem Congresse zu Wien als ein bedeutender Wortführer der Opposition gegen Preußen auf. Seine Diplomatik athmete jetzt nur Völkerrecht und Großmuth. Dagegen verfehlte der Minister des Innern, der Abbé Montesquiou, ganz den rechten Weg, um die öffentliche Meinung in Frankreich für die Bourbons zu gewinnen. Noch weniger war der Kriegsminister, General Graf Dupont, geeignet, den Geist des Heeres, das ihn haßte, zu beschwichtigen. Auch sein Nachfolger Soult trug durch harte Maßregeln viel bei, den Unwillen des Heeres gegen den König aufzureizen. Ludwigs XVIII. persönliche Mäßigung, Güte und Gerechtigkeitsliebe wurde daher, bei altem Verstande, den er nicht selten bewies, oft falsch oder widersprechend geleitet. Man tadelte an ihm, daß er sich mit Ehrenmännern und Ausgewanderten umgab und diese vorzugsweise in die königl. Garde aufnahm. Das Heer erbitterte die Verminderung der Pensionen der Mitglieder der Ehrenlegion und die Strenge, mit welcher so viele Officiere auf halben Sold gesetzt wurden. Auch die Pairskammer, welche großentheils aus Altadeligen bestand, die an ihren Vorurtheilen hingen, arbeitete den bessern Einsichten der Deputirtenkammer entgegen. Der Kanzler d'Ambray zeigte große Schwachheit zu Gunsten der privilegirten Klasse und war sorglos in seinen Amtsgeschäften. Der mit Frankreich unbekannte Graf Blacas war allen Parteien verhaßt. Doch hatte eben dieser Blacas die Einführung der geheimen und Gegenpolizei verworfen; auch war er der Verf. der nachher unerfüllt gebliebenen Ankündigung der Abschaffung der droits réunis. Die

Censur der Minister beschränkte die Preßfreiheit. Dagegen verbreitete man Schmähschriften gegen Männer, die der Regierung mißfielen. Man strich 30 geachtete Namen bloß in Folge einer politischen Reaction aus dem Verzeichnisse der Mitglieder des Nationalinstituts. Besoldete oder enthusiastische Schriftsteller bewiesen, daß die Verkäufe der Nationalgüter nichtig wären; »die Verbrechen der Revolution seien nicht zu verzeihen«. Auf dem Lande sprach man ungescheut von Herstellung der Zehnten und alten Privilegien. Die von Blacas veranlaßte Verordnung wegen der Sonntagspolizei hatte in Paris so viel Mißvergnügen erregt, daß man sie aufheben mußte. Noch mehr mißfiel das Verbot der Maskenbälle während der Fastenzeit; und der Eigensinn des Pfarrers von St. Roch, der sich dem Begräbnisse einer berühmten Schauspielerin in geweihter Erde widersetzte, erbitterte gegen die Priester überhaupt. Kurz, Alles schien Lally-Tolendal's Warnung zu bestätigen: »Es fehlte Frankreich nur Eine Thorheit noch, und auch die haben wir: nämlich die Königsfreunde den Königsthron erschüttern zu sehen!« Gegen die sogenannten reinen, späterhin Ultras genannten Royalisten vereinigten sich jetzt beide Parteien: die republikanische, die militairische und die royalistisch-constitutionnelle. Da trat Napoleon von Elba her mitten hinein. Die erste Kunde von Napoleons neuem Erscheinen im südlichen Frankreich kam erst am 5. März nach Paris. Schon am 6. März erschien im Moniteur ein Decret Ludwigs XVIII., in welchem er Napoleon für einen Verräther und Rebellen und für vogelfrei erklärte, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen sei. Allen Militair- und Civilbehörden, ja selbst den bloßen Bürgern, ward befohlen, sich seiner zu bemächtigen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, wo die im Gesetze angedrohte Strafe über ihn ausgesprochen werden sollte. Dasselbe Decret dehnte gleiche Strafe auf alle seine Begleiter und auf diejeni-

gen aus, die ihn auf irgend eine Weise begünstigen und unterstützen würden, sobald sie nicht binnen acht Tagen sich der rechtmäßigen Gewalt unterworfen hätten. Schon den 10. März hielt Napoleon an der Spitze der Truppen seinen Einzug in Lyon, von wo er nach 3tägigem Verweilen gegen Paris aufbrach. Ueberall gingen die Truppen zu Napoleon über; zu Auxerre verband sich Ney mit ihm, und die alten Garden, welche Oudinot geführt hatte, verließen denselben, um dem Kaiser sich anzuschließen. Die in Villejuif noch versammelten königlichen Truppen erklärten bei Napoleons Annäherung, sie würden nicht gegen ihn fechten, worauf die Nationalgarden und Freiwilligen von selbst aus einander gingen. Unter diesen Umständen löfete der König die beiden Kammern am 19. März durch eine Proclamation auf und verließ in der folgenden Nacht mit den Prinzen die Hauptstadt. Sie schlugen den Weg nach Lille ein und verweilten während der drei Monate, wo Napoleon wieder an der Spitze der Regierung stand, zu Gent. Schon am 20. März hielt Napoleon seinen Einzug zu Paris. So leicht ward es dem Regenten von Elba, den vor kurzem entsagten Kaiserthron Frankreichs wieder aufzurichten und die bourbonische Regentenfamilie zu vertreiben. Von ihr ward noch zurückgelassen der Herzog und die Herzogin von Angoulême; Letztere zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Sie schickte sich an zum Widerstande gegen Napoleon, mischte sich in die Reihen der Krieger, sie zur Treue unter Thränen und Verheißungen auffordernd. Sie that Alles, was die Pflicht der Ehre von den Männern ihrer Familie vergeblich erheischte; doch unter der allgemeinen Abneigung gingen die Früchte solchen heroischen Muthes verloren. Schon am 1. April sah die Königstochter Frankreichs sich gezwungen, dem General Clauzel das Feld zu räumen und nach England sich einzuschiffen. Mit gleich unglücklichem Erfolge versuchte ihr Gemahl im Süden Frankreichs

die Sache der Bourbons aufrecht zu erhalten. Zu Nimes, Montpellier und Toulouse, auf allen Punkten, wo die Royalisten Widerstand versuchen wollten, brauchten sich nur kaiserliche Truppen zu zeigen, um die vorwaltende Abneigung gegen die Bourbons zum Ausbruch zu bringen. Angoulême's Truppen gingen größtentheils zum Feinde über, so daß er den 8. April eine Uebereinkunft mit dem General Gilly einleiten mußte, in deren Folge er sich den 15. April zu Cette nach Barcelona einschiffte. Dem Könige waren, außer den Ministern, mehrere Officiere, die Marschälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt hatte sich eine bedeutende Anzahl französischer Flüchtlinge um ihn gesammelt, besonders aus altadeligen Familien, willfährig, ihr Schicksal mit dem des Königs zu verflechten. Die wiederholten Bekanntmachungen, die Ludwig von Gent aus erließ, waren voll eingebildeter Täuschungen und nahmen den Ton, als ob die Gesammtmasse der Franzosen mit inniger Liebe an dem Könige hinge und nur eine Handvoll Verschwörer mit dem Kaiser Frankreich überrumpelt habe. Unterdessen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl des Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. März gegen Napoleon mit aufgenommen. Als Wellington und Blücher nach der Schlacht bei Waterloo auf Paris zueilten, betrat auch Ludwig wieder den franz. Boden und zog nach Cambray. Am Tage des Einzugs der verbündeten Mächte in Paris traf der König, von Artois und Berry begleitet, in St. Denis ein. Vor Ludwigs Ankunft in Paris hatte aber die Kammer der Nationalrepräsentanten eine feierliche Verwahrung der Rechte des Volkes ausgesprochen und im Voraus und für immer jede Regierung für gesetzwidrig erklärt, welche nicht schwören würde, die Constitution zu beobachten und die Freiheit der Presse, der Gottesdienste, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, das Recht der Volksvertretung, die Verantwortlichkeit

der Minister, der Verkauf der Nationalgüter, die Abschaffung des alten und neuen Adels und der Zehnten, die Unabsetzbarkeit der Richter, die Consolidirung der Nationalschuld und die Ehrenlegion aufrecht zu erhalten. Ludwig XVIII., dessen guter Wille die Herzen der Franzosen für sich gewinnen wollte, hatte bereits in Gent seinen Minister Blacas entlassen, und aus Cambray (28. Juni) öffentlich erklärt, daß er die begangenen Regierungsfehler verbessern, die Feudalrechte und Zehnten nie wieder herstellen, den Verkauf der Nationalgüter anerkennen und für Alles völlige Amnestie geben wolle, was seit seiner Abreise von Paris geschehen sei. Besonders trug es viel zur Beruhigung Frankreichs bei, daß er nach seiner Ankunft Talleyrand und Fouché zu Ministern ernannte. Der Letztere hatte bereits, als Präsident der Regierungscommission, sich im britischen Hauptquartiere bei Wellington befunden. Doch in Kurzem zeigte sich das System der Reaction. Es wurden nicht nur alle am 1. März bestandene Behörden wieder hergestellt; es ward auch (13. Juli) die Deputirtenkammer aufgehoben, wogegen zum 14. August die Wahlcollegien in den Departements zur Ernennung neuer Volksrepräsentanten sich versammeln sollten; und am 24. Juli erschienen zwei königliche Verordnungen, welche die bekannt gemachte Amnestie beschränkten. Nach der ersten wurden 30 Individuen aus der Kammer der Pairs für immer ausgeschlossen, und unter ihnen der Erzbischof von Tours, die Marschälle Lefebvre, Ney, Suchet, Moncey, Mortier, die Grafen Dejean, Lacepede, Latour-Maubourg, Boissy-d'Anglas, Champagny, Montesquieu, Segur u. A. Nach der zweiten sollten, »um einen Frevel ohne Gleichen zu bestrafen,« diejenigen Generale und Officiere, welche vor dem 23. März einen Hochverrath an dem Könige begingen, sogleich verhaftet und vor Kriegsgerichte gestellt werden, namentlich: Ney, Labedoyere, die beiden Lallemand, Drouet-d'Erlon, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Mou-

ton-Duvernet, Clauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Drouot, Cambrone, Lavalette, Savary u. A. Dagegen sollten Andre, und namentlich: Soult, Alix, Excelmans, Maret, Thibaudeau, Carnot, Vandamme, Lobau, Arnauld, Regnault de St. Angely, Arrighi, Hulin u. A. Paris binnen dreien Tagen verlassen und im Innern Frankreichs so lange unter Polizeiaufsicht stehen, bis die Kammern entschieden hätten, wer von ihnen Frankreich verlassen oder vor die Tribunale gestellt werden sollte. Doch ward festgesetzt, daß diejenigen, welche Frankreich in der Folge verlassen müßten, die Erlaubniß hätten, ihre Güter und Besitzungen binnen einem Jahre zu verkaufen, und den Betrag davon ins Ausland mitzunehmen. Durch ein späteres königliches Decret vom 16. Aug. ward die ganze alte Armee aufgelöset und eine neue errichtet. Der ergriffene General Labedoyere ward am 19. Aug. und der Marschall Ney am 7. Dec. erschossen; allein der verhaftete Lavalette entkam, kurz vor seiner beschlossenen Hinrichtung, unter Mitwirkung dreier Briten, aus seiner Haft, durch die edelmüthige Aufopferung seiner Gattin. Unterdessen gewannen die Royalisten immer größern Einfluß. Die denselben verhaßten Revolutionshelden Talleyrand und Fouché wurden aus dem Ministerium verdrängt, und so erfolgte die Ministerveränderung den 25. Sept. 1815. Richelieu stand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an dessen Spitze, ein Mann von hervorstechenden Talenten für den Staatsdienst und von rechtlichem Charakter, doch der franz. Nation fremd; Clarke ward Kriegsminister, Vaublanc Minister des Innern; der gewandte Decazes Polizeiminister; der Italiener Corvetto erhielt die Leitung der Finanzen und du Bouchage des Seewesens. Die Vermittlung des Friedens zwischen den Verbündeten und dem besiegten Frankreich war das erste große Beginnen des neuen Ministeriums, namentlich des mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragten Richelieu's. Die

neuen Wunden, die dieser Friede dem franz. Nationalstolze dadurch schlug, daß die äußere Ruhe des Reiches unter die Obhut der Heere der Verbündeten gestellt wurde, wie durch große Contributions- und Entschädigungszahlungen und durch manche andere gerechte und vorsichtige, immer aber drückende Bedingungen konnten zwar dem Ministerium mit Recht nicht beigemessen werden; doch leiteten sie die Volksstimmung auf die Vorstellung, daß für solchen Preis das wiedererhaltene Königthum zu theuer erkauft sei. Durch die angestellten Wahlversammlungen waren Männer von sehr verschiedenen politischen Ansichten in die Kammer der Deputirten, und zwar anstatt 262 Individuen, 402 gekommen, welche zum Theil die vor der Revolution bestandenen Staatsreformen mit der größten Leidenschaftlichkeit zurückführen, den Kauf der Nationalgüter aufheben, die Protestanten der kirchlichen Rechte berauben, die Emigranten zu dem bedeutendsten Einfluß erheben, die vom Könige ertheilte Amnestie vernichten und die constitutionelle Charte in ihrer Wirksamkeit erschüttern wollten. So bildeten sich, neben den Vertheidigern der Constitution und den reinen Royalisten oder treuen Anhängern des Königs, die Ultra-Royalisten, welchen wieder die Bonapartisten und die in der letzten Zeit mit diesen verschmolzenen sogenannten Republikaner im schärfsten Contraste sich gegenüber stellten. Die Regierung schien selbst zu schwanken, auf welche Seite sie sich hinneigen sollte. wenigstens wirkten die hergestellten Prevotgerichte, die häufigen Hinrichtungen, die Beschränkungen der Preßfreiheit, die zu wenig geahndeten Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten in Nismes, die Vertreibung derer, welche 1793 für Ludwigs XVI. Tod gestimmt hatten, das Gesetz, daß die katholische Geistlichkeit Gütervermächtnisse von frommen Gläubigen annehmen könne, und daß die Emigranten bis 1818 Aufschub zur Bezahlung ihrer Schulden erhielten, so wie die Abweichungen von der aus-

gesprochenen Amnestie nicht nur nachtheilig auf die öffentliche Meinung in Frankreich; sie erregten auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Auslandes. In Großbritannien sprach man ernste und kräftige Worte für die verfolgten Protestanten, und den verbündeten Mächten konnten, nach den gegebenen kräftigen Erklärungen in Beziehung auf die innere Ruhe Frankreichs, es nicht gleichgültig sein, daß diese Ruhe so häufig bedroht ward. Dazu kamen die Finanzverlegenheiten, die nicht bloß ihren Grund in den an das Ausland zu machenden Zahlungen hatten, und die am wenigsten durch die Verschmelzung der Amortisationskasse mit dem Staatsschatze und durch die Eingriffe in das Kapital der Bank gehoben werden konnten. Wenn nun auch als Folge der Vorstellungen der Minister der verbündeten Mächte, die in ihren Anmaßungen zu weit gehende und die Veränderung des französischen Ministeriums beabsichtigende Deputirtenkammer im Mai 1816 plötzlich vom K nige vertagt wurde; so erfolgte doch erst am 8. Sept. diejenige königliche Erklärung, von welcher die allmählige Beruhigung im Innern Frankreichs zu erwarten war. Nach dieser Erklärung war die Regierung überzeugt worden, daß die Bedürfnisse und Wünsche der Nation sich vereinigten, die Verfassungscharte unverletzt zu erhalten. Der König gab also sein Wort, daß kein Artikel derselben revidirt werden sollte. Zugleich ward die Deputirtenkammer für aufgelöset erklärt und dieselbe auf die in der Constitution bestimmte Zahl von 258 Individuen aus den 86 Departements zurückgeführt, so wie nur Männer in einem Alter von 40 Jahren dazu berufen. Diese neuen Deputirten sollten von den Departements, unter Leitung der von dem Könige ernannten Präsidenten der Wahlkollegien, erwählt werden; doch konnten nur solche gewählt werden, welche jährlich 1000 Franken directe Steuern bezahlten. Wie vortheilhaft diese entscheidende Maßregel auf die öffentliche Meinung wirkte, bewies das Stei-

gen der öffentlichen Fonds, weil in Angemessenheit zur constitutionellen Charte nun die Zurückgabe der Nationalgüter nicht befürchtet werden konnte und die innere Sicherheit eine feste Grundlage genommen hatte. Dieser Sieg der constitutionellen-Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyalisten, denen Ludwig XVIII. selbst nicht Royalist genug zu sein schien, eine Zeitlang Einhalt gethan. In der Stellung Ludwigs zu diesen Parteien bildet die ganze Geschichte seiner Regierung seit 1815 das Gemälde des unglückseligsten Kampfes. Zahllose Verschwörungsgeschichten kommen in jedem Bericht von der politischen Lage Frankreichs zur Sprache. Bald waren die Hebel desselben der Nationalstolz, der unbeugsame Sinn der bonapartistischen Kriegsgefährten, der politische Fanatismus der heranwachsenden Jugend, bald die Forderungen der Aristokraten, hierarchische Umtriebe und kirchliche Intoleranz. Die Verflechtungen reichten oft heranf bis zu den ersten Staatsbeamten, bis zu den Ministern. Unter solchen Bedrängnissen traf den König, der für seine Familie innige Vorliebe im Herzen trug, der harte Schmerz der Ermordung seines Neffen, des Herzogs von Berry, der von einem, von blutigem Hasse gegen die Regentenfamilie erfüllten Fanatiker am 12. Februar 1820 erstochen ward. Doch ging des Mordes nächster Zweck, das Aussterben des in Frankreich regierenden Hauses der Bourbonen zu veranlassen, nicht in Erfüllung; denn die Herzogin von Berry gebar 7 Monate nach des Gatten Tode einen Sohn. Wie auch der alte Zwiespalt täglich neue Veranlassungen zum Hervortreten finden mochte, bald bei der Einführung neuer Gesetze, bald in der Beleuchtung der äußern Verhältnisse und der neuesten Schicksale der Bourbons auf dem spanischen und neapolitanischen Throne, bald in dem häufigen Wechsel der Minister; Ludwig blieb persönlich einem Vermittlungssystem fest zugethan, zu dessen Durchführung ihm nichts als rüstige Jugendkraft gebrach. In-

dessen erhob nach der Ermordung des Herzogs von Berry die Partei der Ultra's aufs Neue ihr Haupt. An Decazes Stelle, den die Ultraroyalisten als Beschützer der liberalen Ideen ansahen, trat Richelieu; die Regierung verschaffte durch ein neues Wahlgesetz dem Aristokratismus der reichern Grundbesitzer einen überwiegenden Einfluß auf die Wahlen für die Deputirtenkammer und hielt zugleich die bedenkliche Stimmung der öffentlichen Meinung durch Ausnahmegesetze, welche die persönliche und die Preßfreiheit betrafen, in Schranken. Schon der Beitritt Ludwigs zu dem Bunde der Hauptmächte auf dem Aachner Congresse verpflichtete die französische Regierung zu einer Politik, welche die Ausbildung der neuen Verfassung und Verwaltung Frankreichs immer mehr mit den monarchischen Grundsätzen des Stabilitätssystems in Uebereinstimmung zu bringen suchte. So schritt denn der strenge Royalismus langsam aber folgerichtig auf seiner Bahn fort; er faßte mit Villele's gewandter und kräftiger Hand seit 1822 ganz die Zügel der Regierung; und der Widerstand der Oppositionspartei ward endlich so gelähmt, daß sie im März 1823 denselben ganz aufgab und größtentheils den Wahlplatz des parlamentarischen Kampfes verließ. In derselben Zeit wurde der Ausbruch mehrerer politischen Verschwörungen schon im Entstehen erstickt; und da nun, zumal nach Napoleons Tode, der Geist des Volkes von aller revolutionären Bewegung zu genesen schien; so that die Regierung auch in Hinsicht ihrer nach außen befolgten, bisher mehr die Maßregeln anderer Mächte billigenden als selbst mit eingreifenden, Staatskunst einen entscheidenden Schritt; sie griff, um den Sieg des monarchischen Systems über das demokratische Princip zu vollenden, im April 1823 gegen die spanische Constitution zu den Waffen. Der altersschwache, körperlich an gichtischen Uebeln leidende und geistig von den Zeichen der Zeit niedergedrückte Ludwig nahte sich indeß seinem Ende. Er starb am 16.

Sept. 1824 und die Achtung des Auslandes und die Theilnahme seines Vaterlandes folgten ihm in die Gruft von St. Denis nach. Welche Stelle man auch Ludwig XVIII. unter den Regenten des 19. Jahrh. anweist, immer wird man ihm zugestehen müssen, daß er kein ihm zu Gebote stehendes Opfer zu hoch achtete, um das den Königsstamm der Bourbons bedrohende Verhängniß zu beschwören. Auch ist es nicht zu verkennen, daß er unter den ungünstigsten Verhältnissen, niedergedrückt von den fürchterlichsten Schicksalen, da wo seine Persönlichkeit frei hervortreten konnte, immer eine großartige, edle, fromme und würdige Gesinnung offenbart hat.

Luft, überhaupt jede Flüssigkeit, die keinen Eindruck auf unser Gesicht macht, daher von sehr geringer Dichtigkeit ist, einen hohen Grad von Elasticität besitzt, weder durch den großen Druck, noch durch die Kälte in eine dichtere (starre oder liquide) Form sich bringen läßt und bei der Temperatur unserer Atmosphäre ihre Luftform behauptet. Die letztere Eigenschaft unterscheidet sie von den Dämpfen od. Dünsten, welche sich in der Kälte verdichten. Ehemals glaubte man, alle Luft sei von einerlei Natur. Van Helmont unterschied zwar schon die kohlensaure Luft als **Gas sylvestre**; doch erst in der Mitte des 18. Jahrh. fing man an, sich zu überzeugen, daß es eben so gut Verschiedenheiten unter den luftförmigen Flüssigkeiten, als unter den tropfbaren gebe. Bis dahin ward unter Luft nur die atmosphärische verstanden, alle übrige Flüssigkeiten aber wurden ihr gleich geachtet, oder für unbedeutende Abänderungen derselben gehalten. Doch seit Priestley 1774 die atmosphärische Luft in zwei verschiedene Stoffe zerlegte, was Lavoisier bestätigte, fing man an, die verschiedenen Luftarten als besondere Körper aufzustellen, gab ihnen aber, noch immer an der Mehrheit der Luftarten zweifelnd, den Namen Gas, welchen schon van Helmont gebraucht hatte. Jetzt ist man durch die pneumatische

Chemie davon überzeugt, daß alle verschiedenen Luftarten aus einem wägbaren Körper bestehen, welcher durch viele aufgenommene Wärme in den ausgedehnten Luftzustand gekommen ist, und daß die eigenthümlichen Eigenschaften jeder Art von jenem wägbaren Körper, die jedem Gas gemeinsam, aber von der Wärme abhängen. Die relative Menge von Wärme, welche in jedem Gase gebunden ist, ist Ursache des verschiedenen specifischen Gewichts. Aus jedem Gas kann der wägbare Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft abgeschieden u. mit andern Körpern verbunden werden, wobei der Wärmestoff frei u. fühlbar wird. Die atmosphärische Luft ist kein einfaches Element, sie besteht aus einem Gemenge von 21 Theilen Sauerstoffgas und 79 Theilen Stickstoffgas, welchen noch Wasserdampf, kohlensaure Luft und andere Gasarten und Ausdünstungen zufällig beigemengt sein können. Ihre übrigen Eigenschaften s. unter Atmosphäre und Pneumatik. Ueber die Luft, die man ein- und ausathmet, s. Athmen; vgl. Davy's »physiolog. chem. Untersuch. über das Athmen, besonders das von oxydirtem Stickgas,« aus dem Engl. 1814. Ammonium-Luft, entdeckt durch Black 1756, oder luftförmiges, reines flüchtiges Laugensalz, s. Alkali; brennbare Luft, s. Wasserstoff; kohlenstoffsaure Luft, bekannt seit 1755, s. Kohle; Sauerstoffluft, entdeckt durch Priestley, s. Sauerstoff; Stickstoffluft, entdeckt 1772 durch Rutherford, s. Stickstoff; Wasserstoffluft oder Gas, s. Wasserstoff.

Luftballon. Der Hamburger unpart. Correspondent (1829. Nr. 160.) enthält folgende Anzeige: »Ich Unterzeichneter, Ludwil-Lav Korylski (verdeutscht Volkslieb Löwe Korylski), der ich schon im Jahre 1822 (befürchtend, daß die Entdeckung des Geheimnisses: einem Luftballon jede beliebige Richtung in der Luft zu geben, vorzüglich bei Seegefechten, mehr Böses als Gutes für die gesammte Menschheit herbeiführen dürfte), habe Hrn. Saurammat gerathen,

er möchte sich bestreben, daß die alliirten Mächte gewisse Gesetze in dieser Hinsicht feststellen sollten. Da ich aber bis jetzt keinen Erfolg meines gewissenhaften Rathes gewahr werde, so fühle ich mich verpflichtet, diesen meinen Rath bittend zu wiederholen. Ich ersuche demnach hiermit alle Herren Redacteurs periodischer Schriften, sowohl im In- als Auslande, diese meine Aufforderung gefälligst bekannt zu machen. Ich ersuche zugleich alle vornehmen Privat- oder Regierungspersonen, daß sie nach Möglichkeit beitragen mögen, um obgedachte gesetzliche Vorschriften auszuwirken. Ich zeige endlich an, daß ich am Ende dieses Sommers oder etwas später, die künstliche Art: einem Luftballon jede beliebige Richtung in der Luft zu geben, öffentlich bekannt machen und erläutern werde. Sollten aus dieser Entdeckung üble Folge entspringen, so bin ich völlig überzeugt, daß eine unparteiische Nachwelt, und insbesondere die Auswahl redlich gesinnter Männer, diese üblen Folgen nicht mir, sondern Denen, die auf mein Bitten und meinen Rath nicht achtend, eine ihrem Stande angemessene Pflicht verletzen, ohne Zweifel zuschreiben wird.« Ludmil Lew Kerylski, polnischer Edelmann. — Vgl. Aerostat.

Lufterscheinungen, s. Meteore.

Luftheizung. Solche vervollkommnete der Professor Meißner in Wien am polytechnischen Institut in der technischen Chemie. Er leitet nach hydrostatischen Gesetzen den warmen Luftstrom aus der die Hitze concentrirt enthaltenden Heizkammer (Ofen) durch hoch liegende Kanäle in der Mauer in die zu erwärmenden Räume, und führt gleiche Massen der kältesten Luft am Fußboden in die Heizkammer zurück, wodurch überall die Wärme gleichartig wird. Die Heizkammer hat einen Ofen von Gußeisen, mit einem besonderen Rauchfang im Keller oder in der Küche. Jedes zu erwärmende Zimmer hat zwei Schieber zur Hemmung der ein- oder ausströmenden Luft. Die

dritte, mit einem Schieber versehene Oeffnung im Zimmer und in der Heizkammer verbindet letztere mit der atmosphärischen Luft. Diese Einrichtungen, den Ofenmantel ꝛc. beschreibt Meißner in der »Heizung mit erwärmter Luft,« Wien 1823, 2. Aufl. Es soll dies über ein Drittel der Feuerung ersparen und gegen Feuersgefahr sichern. Einen ähnlichen Zweck hat des Forstmeisters Binge zu Rendsburg Calefaktor (Luftwärmer). Eine an jedem Ofen leicht anzubringende Maschine von Eisenblech fängt den Wärmestoff in Rauch auf, erwärmt, mittelst der beständig durch- und ausströmenden glühend heißen Luft, ein Zimmer früher, ehe der Ofen warm geworden, und erspart viele Feuerung.

Luftkreis, s. Atmosphäre und Dünste.

Luftpumpe (Antlia pneumatica), ein physisches Werkzeug, womit man die in einem eingeschlossenen Raume befindliche Luft so verdünnen, oder so viel herausschaffen kann, daß das übrige kaum mehr merklich ist. Der Raum heißt alsdann luftleer, obgleich alle Luft herauszupumpen nie möglich ist. Der erste Erfinder dieser wichtigen Maschine war Otto von Guerike, Bürgermeister zu Magdeburg (geb. 1602, gest. 1686), da man sich vorher zu den obigen Versuchen bloß der Torricellischen Röhren bediente.

Luftröhre heißt derjenige im thierischen Körper befindliche, aus Häuten und Knorpeln zusammengesetzte Kanal, der sich vom Schlunde bis in die Lungen erstreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luftröhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Aesten der Luftröhre (Bronchien) besteht. Die Schnellkraft ihrer knorpeligen Ringe erhält sie für den Ein- und Austritt der Luft beim Ein- und Ausathmen beständig offen. Sie läßt sich auch, vermöge ihres Baues, bei allen Bewegungen des Halses, ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, strecken, drehen, hin-

aufziehen und hinabschieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leistet insonderheit beim Singen oder Sprechen dem Menschen wesentliche Dienste.

Luftröhrenentzündung, s. Croup.

Luftsäure, kohlensaure oder fixe Luft. (s. Gasarten).

Luftspiegelung, s. Fata Morgana.

Lüge ist formale Abweichung von dem Gesetze der sittlichen Uebereinstimmung des Innern mit dem Aeußern. Man lügt daher nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Handlungen. Ueberall ist Lüge, wo wir wissentlich die Wahrheit verläugnen, anders reden u. handeln, als wir reden und handeln sollten. Jede vorsätzliche Lüge ist eine Entwürdigung unsres sittlichen Charakters, ein Verrath unserer Freiheit und Würde. Im juridischen Sinne heißt Lüge nur eine solche Unwahrheit, wodurch ich Andern zu schaden suche. Die Moral kennt diesen Unterschied nicht. In diesem juridischen Sinne war die Verläugnung Petri nicht nur nicht strafbar, sondern selbst zu entschuldigen, u. dennoch beweinte er sie bitterlich, weil er sie als Schändung seines eigenen Charakters betrachten mußte. Man unterscheidet ferner **Falsiloquium**, Nothlüge, und **Mendacium**. Jene hält man für erlaubt, weil sie auf einen guten Zweck, etwa zur Abwendung des Uebels, das aus der Wahrheit entspringen konnte, gerichtet ist. Wenn es aber für eingeschränkte Wesen, die nie die Folgen der Dinge richtig zu ermessen im Stande sind, eine allgemeine Regel ist, nichts Uebels zu thun, damit etwas Gutes daraus entstehe: so darf man auch um guter Zwecke willen nicht lügen, indem jede vorsätzliche Lüge, wenn ich auch der Person, die ich belüge, kein Unrecht dadurch zufüge, eine Beleidigung der Menschheit überhaupt ist, indem ich dadurch, so viel an mir ist, mache, daß Aussagen keinen Glauben verdienen. Eine unwahre Aussage hingegen, etwa zur Beruhigung eines Wahnsinni-

gen, kann nicht als Lüge betrachtet werden, weil der Wahnsinnige nicht als Person betrachtet werden kann.

Lugger, in England ein schnellsegelndes Schiff mit zwei Masten und einem verlängerten Bogspriet, wird hauptsächlich als Postschiff gebraucht.

Luisiana (Louisiana), 1) Neu-Orleans, nordamerikanischer Freistaat; 2280 QM. groß, mit 157,500 Ew.; liegt zwischen Arkansas, Mississippi, dem mexikanischen Meerbusen und Mexiko; ist sehr fruchtbar an Mais, Reiß, Zuckerrohr, Baumwolle u. Tabak, enthält aber noch viele Sümpfe, Gewässer und Savannen, welche beinahe den sechsten Theil der Oberfläche betragen. Feldbau, Viehzucht, einiger Kunstfleiß und Handel. Der Staat ist in 4 County's u. 21 Kirchspiele getheilt. Die Hauptstadt ist St. Martinsville. 2) Stadt in der spanischen Provinz Jaen.

Lully (Giovanni Battista), der Schöpfer der französischen Tonkunst, ward geboren zu Florenz 1633, folgte schon in seinem 12. Jahre dem Chevalier von Guise nach Frankreich und kam als Küchenjunge an den Hof der Mademoiselle von Montpensier. Hier bemerkte Ludwig XIV. bald seine musikalischen Anlagen, er nahm ihn in seine Dienste u. gab ihm die neuerrichtete sogenannte »Bande des petits violons« unter seine Leitung. In kurzer Zeit gelangte dieselbe durch Lully's Sorgfalt und die vortrefflichen Compositionen, die er für sie verfertigte, zu einer noch höhern Achtung, als die Bande des vingt quatre, welche schon früher bestanden hatte und die berühmteste Kapelle von ganz Europa war. Der Ruhm, den er sich hierdurch erwarb, stieg nun immer höher; er ward Oberaufseher der königlichen Kapelle und erhielt nach des Abbé Perrin Abgang, 1672, die Direction der Oper, welcher er diejenigen Einrichtungen gab, deren sie sich noch heutzutage mehr oder weniger zu erfreuen hat. Er be-

gann nun diejenigen Opern zu componiren, die sich über 100 Jahre auf dem pariser Theater erhalten haben und noch immer mit Enthusiasmus ausgeführt werden. Sein Eifer bei Aufführung eines Te Deums zur Wiedergenesung des Königs verursachte seinen Tod; er stieß sich beim Taktschlagen mit dem Rohre heftig auf die Zehen, und da er sich dieselben nicht abnehmen lassen wollte, so schlug bald darauf der Brand dazu und er starb 1687 im 54. Jahre.

Luna, 1) der Mond als Gestirn; 2) eine Göttin der Römer (von den Griechen Selene genannt). Selene war eine Schwester des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene scheint älteren Ursprungs zu sein; Beide indeß werden oft mit einander verwechselt. Doch hatte insbesondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menschen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die schöne Pandia und die Ersa (den Thau) erzeugte. Sie ward vom Pan in der Gestalt eines schneeweißen Widders in einen Hain gelockt und daselbst von ihm umarmt. Abgebildet wird sie mit einem in die Höhe stehenden halben Monde auf dem Haupte und einer Fackel. Sie fährt auf einem mit Rossen oder Hirschen bespannten Wagen, um ihre Bewegungen am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet. Auch nahm man eine männliche Mondgottheit (Deus Lunus) an. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber; das Zeichen ist ☽.

Lüneburg, 1) Landdrostei im Königreich Hannover; 204 Q.-M. groß, mit 279,800 E., besteht aus dem Fürstenthume Lüneburg und aus dem hannöverischen Antheile an Lauenburg. 2) Fürstenthum zwischen der Elbe, welche dasselbe von Holstein, Hamburg, Lauenburg und Mecklenburg scheidet, der preuß. Prov. Sachsen, Braunschweig, Hildesheim, Kalenberg, Verden und Bremen; 204 QM.

groß, mit 280,000 Ew. Das Land ist flach und zum Theil mit Sandfeldern, Moorgründen und großen Heidestrecken bedeckt. Darin die Flüsse: Elbe, Aller, Jetze, Fuse, Ilmenau u. Ocker. — Viehzucht, Torfstich, Salzsieden, Garnspinnen, Leinwandweben; Handel mit Rindvieh, Pferden, Wolle, Honig, Wachs, Leinwand, Salz und Torf. 3) Hauptstadt darin, an der schiffbaren Ilmenau; 1988 H. 12,400 Ew. Ritterakademie, Gymnasium, Bibliothek, Seifensiedereien, Leinen-, Seiden- und Wollenweberei, Papier-, Knopf-, Tabaks- und Spielkartenfabriken, Salzsiederei, Badeanstalt, auf dem Kalkberge vor der Stadt Kalkbrennerei, Handel mit Salz, den Lüneburger Bricken oder Neunaugen, Wachs, Honig, Wolle u. a. 4) Grafschaft im nordamerikan. Freistaate Virginien. 5) Stadt im britischen Gouvernement Neuschottland in Nordamerika; 200 H. 1100 Ew. Hafen, Handel.

Luneville (Lüneville, Lünstadt), 1) Bezirk im französ. Departement Meurthe; 30 QM. groß, mit 75,000 Ew. 2) Bezirks-Hauptstadt, am Zusammenflusse der Meurthe und Vezouze; Schloß, jetzt eine Kaserne, 1300 H. 12,400 Ew. Strumpfwebereien, Liqueur-, Kupferwaaren- und Fayancefabriken, Getreide- und Weinhandel.

Luneviller Friede, den 9. Febr. 1801, geschlossen von Oesterreich (auch im Namen des deutschen Reichs) und der französ. Republik auf die Grundlage des Friedens von Campo-Formio. Belgien und das linke Rheinufer wurden förmlich an Frankreich abgetreten, sowie Mailand und Mantua an die cisalpinische Republik; Venedig und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro dagegen an Oesterreich. Die Erbfürsten des linken Rheinufers sollten innerhalb des Reichsgebiets entschädigt werden. Ferner trat Oesterreich das Frickthal nebst dem Landstriche zwischen Basel u.

Zurzach an Frankreich ab, das beides an Helvetien (1802) überließ. Den Breisgau gab Oesterreich dem Herzoge von Modena und willigte in die Errichtung des Königreichs Hetrurien, wogegen der Großherzog von Toscana in Deutschland entschädigt werden sollte. Der Thalweg des Rheins machte die Grenze gegen Frankreich; die Schifffahrt des Rheins sollte frei sein. Sie war es auch bis 1804, wo für die vollständige Entschädigung mehrerer Reichsstände eine Rheinschifffahrtsabgabe festgesetzt ward.

Lunge, 1) (pulmo, Anat.), das zum Athemholen dienende, den größten Theil der Brusthöhle ausfüllende Körperorgan; ist eigentlich ein einfacher Theil, der aus einer rechten und linken Abtheilung (Lungenflügel) besteht, die beide durch die Luftröhre zu einem Ganzen verbunden sind. Da indessen in der Brusthöhle jede Abtheilung in einem besondern, von dem Brustfelle gebildeten Sack aufgenommen ist; so betrachtet man auch die L. als ein Doppelorgan und unterscheidet also eine rechte und eine linke L. Die L. besteht wesentlich aus einer Schleimhaut, welche vom Kehlkopfe aus durch die Luftröhre sich fortsetzt, in deren Verzweigungen und Endigungen (den Luftzellen) aber sich zu einer großen Fläche entwickelt, um welche herum, außer Ernährungsgefäßen, Saugadern und Nerven, sich die Lungengefäße ausbreiten, welche das durch das Athmen umzuändernde Venenblut (als Lungenarterien) zur L., das umgeänderte Arterienblut aber (als Lungenvenen) aus der L. zum Herzen führen. Die durch die Luftzellen zunächst gebildete Lungensubstanz wird durch Zellstoff zu kleinen Läppchen (lobuli) vereinigt, von denen jedes in sich so geschlossen ist, daß die Luft von ihm aus nicht in ein benachbartes übergeht. Diese kleinen Lappen vereinigen sich aber zu größern (Lungenlappen, lobi pulmonis), wodurch der rechte Lungenflügel gewöhnlich in drei, der linke in zwei Theile, gleichsam durch Einschnitte (incisurae interlobu-

lares), der Quere nach geschieden ist. So bildet sich eine weiche, schwammige Masse, deren äußere Fläche durch eine Fortsetzung des Brustfelles, als äußere Lungenhaut, überzogen ist; die äußere Fläche dieser Haut ist glatt, liegt in dem von dem Brustfelle für jeden Lungenflügel gebildeten Sack ganz frei und ist im natürlichen Zustande von einem wässerigen Dunste umgeben. Die Verdoppelung des Brustfells, welche sich bildet, indem dasselbe noch einen besondern innern Ueberzug der L. abgibt, hat man auch Lungenbänder (ligamenta pulmonis) genannt, so wie auch die für die Lungenlappen auf gleiche Weise sich bildenden Fortsetzungen derselben Haut, Zwischenlungenbänder (ligamenta interlobularia). Im Allgemeinen hat die L. die Form eines Kegels, der aber eine unebene, nach der Bildung der benachbarten Theile convexe oder concave Fläche hat. Der rechte Lungenflügel ist etwas kürzer, aber breiter, der linke dagegen länger, aber schmäler. Wie die Brusthöhle überhaupt, ist auch die L. im weiblichen Körper etwas kleiner, kürzer und von zarterem Gewebe. Die Entwickelung der L. geht beim Embryo nur langsam vor sich; in den frühern Monaten ist sie von dem verhältnißmäßig weit größeren Herzen und der Brustdrüse in der Brusthöhle ganz zurückgedrängt; kurz vor der Geburt liegt sie noch zusammengepreßt im hintern Theile der Brusthöhle, ohne, wie nach dem Einathmen, den größten Theil der Brusthöhlenwände mit der äußern Fläche zu berühren; ihr Gewebe ist noch dicht, leberartig; ihre Farbe ist anfänglich weißröthlich u. wird nach und nach dunkelroth; die Schwere des Körpers verhält sich zu der der L. vor der Geburt wie etwa 70 : 1, nach der Geburt aber nur wie 35 : 1; die Farbe wird nach dem Einathmen hellröther, doch bleibt sie noch bis gegen das 18. oder 20. Jahr lichtgrauroth; dann wird sie dunkler und blauschwärzlich marmorirt; beim Einschnitt zeigt sie innerlich sich grauroth, ebenfalls mit schwarzen Flecken marmorirt.

Das Gewicht der ganzen L. ist beim Erwachsenen etwa 4 Pfund. Fortwährend wird auf ihrer innern Fläche Schleim und Blutwasser ausgesondert, das zum Theil beim Ausathmen entweicht. An sich gehört die L. nicht zu den sehr empfindlichen Theilen; doch besitzt sie in ihrer innern Fläche eine eigenthümliche Reizbarkeit beim Zutritt fremdartiger Stoffe, die von der Verbreitung der Verzweigungen der Luftröhre und den diese begleitenden Nerven ausgeht. Im höhern Alter wird das Gewebe der L. wieder dichter und ihre Farbe dunkler, blauschwarz; es sammelt sich mehr Schleim an; daher auch das bejahrten Personen eigenthümliche beschwerliche Athmen und Husten. Selten bleibt auch die L. bis zum spätern Lebensalter von krankhaften Affectionen ganz frei. Die gewöhnlichste Anomalie ist das theilweise oder auch gänzliche Verwachsen der L. mit dem Brustfelle, eine gewöhnliche Folge von auch schon leichten entzündlichen Katarrhen; daher man selten nach den ersten Jugendjahren die L. in Leichen wenigstens nicht theilweise durch einzelne Fasern, besonders hinterwärts mit dem Brustfelle zusammenhängend findet. 2) Zoot., in dem Thierreiche findet sich eine eigentliche L. erst bei Amphibien; doch ist ihr Gewebe hier noch sehr zellig und blasenartig; bei Fröschen und Salamandern hat sie eine bedeutende Größe und ragt weit in die, von der Brusthöhle noch nicht getrennte Bauchhöhle hinein; eine Luftröhre mit ihren Verzweigungen fehlt meist. Schlangen haben nur einen einfachen, schlauchartigen Lungensack, der unter dem Rückgrath bis zum Schwanzende sich erstreckt. Bei Vögeln stellt die L. sich in zwei plattgedrückten, schwammigen, hochrothen, an die Rückenwand angehefteten Zellkörpern dar; sie erstrecken sich, da auch hier das Zwerchfell fehlt, bis zu dem Becken. Von den Luftzellen führen mehrere Oeffnungen zu andern Luftzellen oder Säckchen, welche von der gemeinsamen, die Rumpfhöhle auskleidenden Haut gebildet werden, ver-

denen eines oder ein Paar jedes bedeutende Eingeweide umgibt, wodurch auch die Luft selbst in die Knochen zu daselbst befindlichen Zellen geleitet wird; alle diese Lufthöhlen stehen unter einander in Verbindung; hierdurch wird der Flug der Vögel sehr erleichtert. Die L. der Säugethiere entspricht im Allgemeinen der menschlichen Lunge; doch ist sie bei den amphibien- und fischartigen Säugethieren nicht in Lappen getheilt und ihre Zellen hängen unter sich zusammen. Bei den übrigen Säugethieren ist die Zahl der Lappen, besonders des rechten Lungenflügels, größer, ihre Farbe meist leicht weißröthlich. Aber auch bei Thieren, welchen die L. fehlt, finden sich lungenartige Theile als Athemsorgane, bei den Fischen Kiemen, bei den Insecten Luftröhren u. s. w. 3) (Jagdw.), so v. w. Geschlinge.

Lungenprobe, diejenige Untersuchung der Lungen eines todten, neugebornen Kindes, wodurch ausgemittelt werden soll, ob das Kind nach der Geburt gelebt habe, d. i. todt oder lebendig geboren sei. Man nimmt die Lungen sammt dem daran befindlichen Herzen aus der Brust, wirft sie in ein geräumiges Gefäß mit reinem Wasser und beobachtet, ob sie schwimmen oder sinken. Der Versuch wird dann doppelt mit der vom Herzen abgesonderten, unzerschnittenen und zerstückten Lunge wiederholt. Ein todtgebornes Kind hat nicht geathmet, seine Lungen sind noch nicht mit Luft angefüllt und ausgedehnt; sie sind noch dunkelroth, specifisch schwerer als nach dem Athmen, schwerer als Wasser und beschränken sich auf einen kleinen Raum. Daher sinkt eine Lunge, welche noch keinen Athem aufnahm, im Wasser unter, die hingegen, welche das Athmen nur ein einziges Mal vollbrachte, schwimmt auf dem Wasser.

Lusiade, s. Camoens.

Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien und Portugal.

Lustseuche (venerische Krankheit, lues venerea, Med.), ge-

hört unter die Krankheiten der neuern Zeit, zugleich aber unter die, wiewohl in den verschiedenartigsten Formen, unter beiden Geschlechtern, unter Personen jedes Lebensalters u. unter allen Nationen am häufigsten vorkommenden. Die erste sichere historische Spur der L. findet sich zu Ende des 15. Jahrh., indem sie bei der Belagerung von Neapel durch die Franzosen 1493 unter den Belagerungstruppen zuerst ausbrach (daher auch damals **Mal de Naples** genannt), von hier aber unglaublich schnell sich über den größten Theil von Europa verbreitete. Ueber ihren Ursprung sind die Meinungen getheilt, indem a) nach Einigen sie eine sehr alte, nur nicht eigen unterschiedene Krankheit ist, die in jener Zeit mit mehrerer Heftigkeit ausbrach und größeren Umfang erhielt, b) nach Andern unter den Maronen endemisch war und, als diese 1492 aus Spanien vertrieben wurden, durch sie in andere Länder, und zuerst nach Italien, dem damaligen Kriegsschauplatze, übergetragen wurde, c) nach Andern aus Amerika, als ihrer eigentlichen Heimath, durch das Schiffsvolk des Colombo 1493 nach Spanien und von da weiter verpflanzt wurde, d) nach noch Andern aus der epidemischen Constitution jener Zeit sich neu entwickelte. Entschieden ist, daß sie zu jener Zeit durch Complication einen eigenen Charakter erhielt, indem sie in einer fast pestartigen Gestalt auftrat; die damalige Sittenlosigkeit, besonders unter den niedern Ständen, u. der Mangel einer bekannten wirksamen Curmethode machten sie um so verderblicher. Nach und nach aber verlor sie ihren bösartigen Charakter; der Krankheitsstoff (das venerische Gift), der einmal als das Resultat der bösartigen Einflüsse auf sie erzeugt worden war, dauerte zwar fort und erzeugte immer die Krankheit von Neuem, aber mit ungleich geringerer Heftigkeit. Früher ergriff das Gift sogleich den ganzen Körper; in der Folge erzeugte es immer zuerst Localkrankheiten, und die spätern Zufälle einer allgemein verbreiteten L. waren bei

weitem nicht mehr so heftig; dagegen ist ihr jetzt vorwaltender Charakter Langwierigkeit und Unbestimmtheit des Verlaufs und der Störungen, die sie im Gesundheitszustande hinterläßt. Erfahrungsmäßig ist noch immer unmittelbare Ansteckung, und zwar lediglich durch Berührung, die einzige Ursache der L. Das gewöhnliche und wahrscheinlich einzige Vehikel der Ansteckung ist der Eiter von Geschwüren in einem von der L. ergriffenen Körper und der eiterartige Schleim, der auf einer Schleim absondernden Fläche, zu der venerisches Gift gelangt ist, erzeugt wird. Dieser Stoff bewirkt jedoch nur auf Theilen, wo die Epidermis sehr dünn, oder durch Verletzung verloren gegangen ist, Ansteckung. Die Empfänglichkeit dafür ist nicht in allen Körpern eine gleiche; sie wird aber nicht durch eine bereits bewirkte Ansteckung aufgehoben. Der Weg, auf dem venerisches Gift in einen Körper gelangt, ist bei weitem in den meisten Fällen unreiner Beischlaf; andere Weisen der Mittheilung sind bei Erwachsenen selten; dahin gehören: Küsse von Personen, die venerische Geschwüre am Munde haben; der Gebrauch gemeinschaftlicher Trinkgeschirre, Tabakspfeifen, Zahnbürsten u. s. w.; Schlafen in Betten, in denen bereits von der L. angesteckte Personen schliefen, so wie der Gebrauch von Kleidungsstücken, die sie trugen. Bei Kindern ist Säugen von Müttern oder Ammen, an deren Brustwarzen sich venerische Geschwüre befinden, eine gewöhnliche Art der Uebertragung der L. auf sie, so wie auch während der Geburt einem Kinde von einer venerischen Mutter das Gift mitgetheilt werden kann. Wie eigentlich dasselbe wirke, liegt noch im Dunkeln; indessen ist ausgemacht, daß es zunächst, doch immer erst nach einigem Verweilen, in dem zuerst ergriffenen Theile aufgenommen wird, und von hier langsam durch das Lymphsystem der zunächst gelegenen, dann auch zu entfernteren Theilen seinen Fortgang nimmt, zuletzt aber in dem ganzen Körper sich verbreitet, u. nun in demselben

sich von selbst producirt; am nächsten leidet hierbei das Zellgewebe, das zu Afterorganisationen sich umbildet, oder auch völlig zerstört wird. Zwischen der Zeit der Aufnahme des Gifts und seiner Wirkung vergehen gewöhnlich einige Tage, zuweilen Wochen; ja man will sogar, was jedoch sehr zweifelhaft ist, Monate und Jahre dazwischen haben verstreichen sehen. Die erste Wirkung ist eine rein örtliche und äußert sich in Begleitung von Entzündung, aber auf doppelte Art. Ist nämlich der entzündete Theil eine Schleimhaut, so entsteht eine vermehrte Schleimabsonderung, wobei der Schleim selbst krankhaft verändert ist. Von dieser Art ist die Gonorrhöe, der beim weiblichen Geschlechte die venerische Leukorrhöe entspricht. Ist der Theil aber ein anderer Ort, so geht die Entzündung schnell in Eiterung, aber von eigenem Charakter, über, und es entsteht ein, auch als Schanker bezeichnetes venerisches Geschwür. Beide Formen werden als primitive L. bezeichnet. Die charakteristischen Zeichen eines Schankers sind: speckartige Oberfläche, schwielige erhabene Ränder, ungleicher, hochrother Boden und schnelles Umsichgreifen in der Breite und Tiefe. Die vorhergehende Entzündung ist dabei oft von so kurzer Dauer, daß sie völlig übersehen wird; in der Regel zeigt sich zuerst ein mit klarer Lymphe erfülltes Bläschen, das, über die Haut sich erhebend, berstet und dann in Geschwür übergeht. Nur so lange ein Schanker noch nicht ausgebildet ist, kann er als rein örtliche Krankheit angesehen werden; so wie er sich als wirkliches Geschwür zeigt, ist auch die Aufnahme des Ansteckungsstoffs in dem Körper kaum vermeidlich. Auch ist hier keine Selbstheilung zu erwarten; vielmehr wird der Schanker, sich selbst überlassen, immer bösartiger und kann selbst krebsartig werden. Als Uebergänge von den primitiven Formen kommen mehrere Krankheitszustände vor, die als secundäre unterschieden werden, aber, obgleich sie die Verbreitung des Gifts andeuten,

doch noch auf einzelne Organe sich beschränken; dahin gehören (beim männlichen Geschlecht) der venerische Bubo, Phymosis und Paraphymosis, Hodenentzündung und Entzündung der Prostata, so wie die venerische Augenentzündung. Wird nun aber das venerische Gift in den primitiven Formen der L. und deren nächsten Folgen nicht vertilgt, so wird die L. zu einer allgemeinen Krankheit, wo dann kaum ein Theil des Körpers gesichert ist, davon ergriffen zu werden; vorzüglich leiden jedoch die Haut und ihre Fortsetzungen, so wie alle Organe, deren Hauptbestandtheil das Zellgewebe ausmacht, selbst Sehnen, Bänder und Knochen. Gewöhnlich vergehen aber bis dahin 6 und mehrere Wochen, ja wohl Monate und Jahre. Die gewöhnlichsten hier auftretenden Krankheitserscheinungen sind: Hautflecken, die nicht selten in Geschwüre übergehen mit Verlust der Haare und Nägel; Risse der Haut, besonders an den innern Flächen der Hände u. Füße, vorzüglich am After; Hautausschläge, die bald Flechten, bald der Krätze ähneln, aber auch wohl eine dem Aussatze ähnliche Form annehmen; Entzündungen aller Art, bes. in der Mund- u. Nasenhöhle, die dann leicht in venerische Geschwüre übergehen und zerstörend für die Organe werden, in denen sie ihren Sitz haben; Auswüchse, theils in Form von Warzen, vorzüglich in der Nähe der Genitalien, aber auch im Gesicht und an den Händen, theils als Feigwarzen von eigenthümlicher Beschaffenheit. Entferntere, spätere Produkte der allgemeinen L. sind vornehmlich venerische Knochenschmerzen, in Begleitung von Knochenentzündung, mit Auftreibung des Knochens und Knochenfraß, mit Erweichung und andern Verderbnissen der Knochen. Obgleich die edlern Körperorgane, Gehirn und Nervensystem, das Herz, die Blutgefäße und die Muskeln, selbst die Lungen, unmittelbar von der Krankheit nicht ergriffen werden, so hat sie doch in ihrem ungehemmten Zustande eine Verderbniß der Säfte und endlich einen hek-

tischen Zustand zur Folge, der das Leben selbst bedroht und auch die Heilung höchst schwierig macht. Diese ist immer durch eigen angewendete Mittel zu bewirken und gelingt auch bei zeitiger Anwendung und gehörigem Verhalten des Kranken gewöhnlich. Als eine eigene Art der L. unterscheiden Viele die verlarvte L., worunter Kränklichkeiten aller Art verstanden werden, die, ohne einen eigentlichen venerischen Charakter zu äußern, ihren ersten Grund in einer unvollkommen geheilten und überhaupt vernachlässigten L. haben; es sind aber dies Complicationen mehrerer Krankheitszustände, auf welche eine frühere L. durch Schwächung und Zerrüttung des Körpers allerdings Bezug haben kann, oder an denen auch eine, nur mit minder heftigen Zufällen, noch fortdauernde L. Theil nimmt. — Unter den gegen die L. wirksamen Mitteln steht das Quecksilber oben an, obgleich seine Anwendung eine sorgfältige Rücksicht verdient. Sonst glaubte man, daß es nothwendig bis zur Erregung eines Speichelflusses gegeben werden müsse, was jedoch nicht nothwendig ist. Man wendet es entweder als Einreibung, gewöhnlich in Salbenform, an, oder gibt es auch innerlich in den verschieden in Apotheken aufgenommenen Quecksilberpräparaten, am häufigsten als Kalomel, aber auch als Sublimat. Die äußere Anwendung des Quecksilbers bei venerischen Geschwüren wird durch gehörig geleitete innere Cur überflüssig. Außerdem sind eine Menge andere Mittel als antivenerische in Vorschlag gekommen und werden auch nach Umständen von Aerzten angewendet; dahin gehören die salpeter- und salzsauren Alkalien, bes. Ammonium, namentlich in der von Besuard empfohlenen tinctura antisiphilitica; Goldpräparate, namentlich das salzsaure Gold; Quajakholz, in Verbindung mit andern Holztränken; Seidelbastrinde u. s. w. Da die L. bloß durch Ansteckung fortgepflanzt wird, so hat man auch auf Hemmung ihrer Verbreitung Bedacht genommen. Eine durch polizeiliche oder

überhaupt Sicherungsmaßregeln zu bewirkende völlige Ausrottung derselben gehört unter die Chimären. Auf ihre Beschränkung aber kann eine strenge polizeiliche Aufsicht auf Lustdirnen und Bordelle, wo diese geduldet werden müssen, viel wirken. Wüstlinge suchen sich durch Ueberzüge (sogen. Condoms, aus dem Blinddarm der Lämmer), oder unverzügliche Waschungen nach einem verdächtigen Beischlaf, mit einer schwachen Auflösung von Aetzstein oder Sublimat dagegen zu sichern, was zwar die Ansteckungsgefahr wohl vermindert, aber erfahrungsmäßig doch nicht durchaus beseitigt.

Lustration, Reinigung, insbesondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römischen Volks vermittelst eines Sühnopfers (sacrificium lustrale), welche jedes Mal nach geendigtem Census vorgenommen wurde.

Luther (Martin), geb. den 10. Nov. 1483 zu Eisleben, wo sein Vater, Hans L., aus Möra, ein gemeiner Bergmann und mit Margarethe Lindemann verheirathet war. Die Eltern, bei denen er eine sehr strenge Erziehung genoß, bestimmten ihn zum Studiren. Im 14. Jahre begab er sich auf die Schule zu Magdeburg, 1498 aber nach Eisenach, wo er sich sein Brot als Currendeschüler verdienen mußte, später aber in einer Verwandtin mütterlicher Seits eine edle Pflegerin sich erwarb. Nachdem er in den damaligen Schulwissenschaften die glücklichsten Fortschritte gemacht, bezog er, um die Rechte zu studiren, 1501 die Universität zu Erfurt, wo er bereits 1503 die Magisterwürde erlangte. Als er auf der dasigen Bibliothek eine lateinische Bibel fand, zog dieselbe seine Aufmerksamkeit um so ungetheilter auf sich, da er die, ihm ganz neue Entdeckung machte, daß dieselbe weit mehr als die evangelischen und epistolischen Perikopen befasse. Und ohne Zweifel war es dieser Umstand, der ihn, in Verbindung mit dem auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck machenden

plötzlichen Tode seines durch den Blitz an seiner Seite getödteten Freundes Alexis, auf den Entschluß führte, die Mönchskutte zu nehmen und durch fromme Uebungen die Seligkeit zu verdienen. Im Augustinerkloster zu Erfurt, wohin er sich 1505 begab, unterzog er sich den Bußübungen mit solchem Eifer, und seine Zweifel an seiner Seligkeit gelangten zu einer so peinigenden Gewalt, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Der Trost der Vergebung seiner Sünden, den ihm ein alter Ordensbruder aus dem Glauben an das Verdienst Jesu zusprach, und die väterliche Sorgfalt seines Ordensprovinzials Staupitz führten ihn ins Leben zurück und seinem großen Wirkungskreise näher. Denn nachdem er 1507 die Priesterweihe erhalten, folgte er 1508 dem ihm durch Staupitz Verwenden gewordenen Rufe als Professor der Philosophie zu Wittenberg. Obgleich er sich nun von dem Systeme des damals allgefeierten Augustin nie völlig loszureißen vermochte, so befreite ihn doch das fleißige Studium der heil. Schrift und das tiefere Eindringen in die Philosophie von den hierarchischen Glaubensfesseln und den Banden der Scholastik genug, daß es für seinen feurigen und kräftigen Geist nur noch eines äußern Anstoßes bedurfte, um dagegen in die Schranken zu treten. Dieser ward ihm, indem er 1510 auf einer Reise in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom am Hofe Leo's X. das Papstthum als Augenzeuge kennen lernte. Denn nach seiner Rückkehr, zum Doctor der Theologie erhoben, fühlte er sich durch seine Würde zur standhaftesten Vertheidigung der heiligen Schrift und des in ihr enthaltenen Christenthums berufen. L. war bereits durch seine Kanzelvorträge und seine Gelehrsamkeit zu einem großen Rufe gelangt, als Tezel 1517 in der Nähe von L.s Wirkungskreise, in Jüterbock, seine Ablaßbude aufschlug und allgemeinen Unwillen erregte. Besonders tief entrüstet ward L., als ihm mehrere Pfarrkinder Tezelsche Ablaßbriefe brachten u. Tezel

eine Instruction an die Pfarrer ergehen ließ, die die Gemeinden zum fleißigen Gebrauche derselben ermahnen sollten. Vergebens wendete er sich um Abhülfe an die benachbarten Bischöfe, u. hielt es nun für seine Pflicht, wenigstens seine Pfarrkinder in einer besondern Predigt, »Sermon vom Ablaß und Gnade« (gedruckt, Wittenberg 1518, 4.), vor diesem Mißbrauche zu warnen. Zugleich suchte er aber auch die Sache vor den Gelehrten zur Sprache zu bringen und schlug, nach der Sitte seiner Zeit (1517, den 31. Octbr. Mittags 12 Uhr), an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 lateinische Thesen über die Nothwendigkeit wahrer Reue, den Mißbrauch u. die Kraft des päpstlichen Ablasses, und was man dem Volke deshalb lehren solle ꝛc., mit der Protestation an, daß er darin nichts behaupten wolle, als was sich aus der heiligen Schrift und den Vätern beweisen lasse. Diese Sätze waren in 14 Tagen fast über ganz Deutschland, und in 4 Wochen bis nach Rom verbreitet. Luther selbst, der noch nicht das Recht der Päpste, Ablaß zu ertheilen, sondern bloß den Unfug der Ablaßverkäufer und die Vorstellung bestritt, daß der bloße Ablaß die Seligkeit erwerbe, sandte diese Sätze an den Erzbischof zu Mainz und den Bischof zu Brandenburg, welcher letztere ihn inzwischen zu beruhigen suchte: er möge kein Feuer anzünden. So geneigt er hierzu auch war, so nahmen doch Tetzel, Eck, Hogstraaten und Sylvester Prierias die Fehde an, indem sie gegen L. mehrere sehr heftige Streitschriften ergehen ließen; aber weder ihre Schmähungen, noch die Vorladung des Papstes nach Rom, welcher er nicht folgte, sowie die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltitz zu Altenburg, nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes, mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig und fuhr auch nach der 1519 mit Eck zu

Leipzig gehaltenen Disputation fort, die Unstatthaftigkeit des Ablasses und des päpstlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihm Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entscheidung Cajetan's an den Papst, und von diesem an ein allgemeines Concilium. Daher erschien 1520 die päpstl. Bannbulle gegen ihn und seine Anhänger; seine Schriften wurden zu Rom, Cöln u. Löwen verbrannt; L. verbrannte dagegen, nach dem bescheidenen Briefe, in dem er, immer noch zum Frieden willig, dem Papste seine Ergebenheit bezeigt und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch diese offenen Feindseligkeiten empört, zu Wittenberg (10. Dec. 1520) die Bannbulle u. die Decretalen des päpstl. kanonischen Rechts. Mit diesem Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche los. Begeistert jauchzten die trefflichsten Männer des Adels deutscher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangel. Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle, ihre Vesten und Schwerter an. Aber Luther wollte von Niemand geschützt sein denn von Gott. Die besorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hörte er nicht mehr; ein innerer, gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen konnte, trieb ihn zur That fort. Mit Bewunderung und Erstaunen vernahm das Volk die Rede dieses Mönchs, der sich allein gegen Papst und Priesterthum, gegen Kaiser und Fürsten stellte. Denn nichts Geringeres that er, als er den 4. April 1521, in Begleitung weniger Freunde und des kaiserl. Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Bei 2000 Personen zu Pferde und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen

ieß, antwortete: »Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Zie-
el auf den Dächern — doch wollte ich hinein«. Vor dem Kaiser,
em Erzherzoge Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzögen, 7 Markgra-
en, 30 Bischöfen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren
nd Gesandten erschien L. den 17. April in der Reichsversammlung,
ekannte sich zu seinen Schriften und schloß am folgenden Tage seine
weistündige Vertheidigungsrede vor dieser Versammlung mit den Wor-
en: »Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit
ffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und
berwiesen werde; so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder
icher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe
ch, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen«. Daß er wirklich
icht anders konnte und nur dem göttlichen Worte gehorchte, davon
nußte Jeder sich überzeugen, der ihn hörte und verstand, und er ver-
ieß Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen
Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß
friedrich der Weise ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der
Vartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kais. Achts-
rklärung noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße
ören, die er hier zur Verdeutschung des Neuen Testaments anwendete.
Doch dauerte sie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlstadt's
Bilderstürmerei hielt ihn nichts zurück, und trotz der neuen Achtser-
lärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn erließ, und selbst auf
e Gefahr der Ungnade des Kurfürsten eilte er, mitten durch das Land
es heftig gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen, nach Wit-
nberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem
urfürsten Friedrich rechtfertigt, ist eben so als sein Betragen auf dem
eichstage zu Worms ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und
iner Seelengröße. So zuversichtlich und kühn durfte nur Luther

zu seinem Fürsten sprechen, denn schon hatte er ein Ansehen in de
Welt, welches das fürstliche überwog. Muster von Mäßigung, Lehr
weisheit und Volksberedtsamkeit sind die Predigten, mit denen er gleic
nach seiner Rückkehr, im März 1522, acht Tage nach einander fort
fuhr und den Aufstand der wüthenden Neuerer in Wittenberg stillt
Sie zeigen, wie sehr diejenigen irren, die in L. n nur den ungestümen
plumpen Eiferer sehen und die Behutsamkeit seines Verfahrens b
der Kirchenreform, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmut
gegen Irrende, die es nur sonst mit der Wahrheit gut meinten, nich
bemerken wollten. Diese Mäßigung verließ ihn freilich, wo er böse
Willen und eine unlautere Gesinnung sich ihm entgegenstellen, ode
die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Daher seine harte, beißend
Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich VIII
von England und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Karl
stadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund
für etwas irdisch gesinnt und lau gegen die gute Sache; in Karlstadt
Angriffen auf seine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Verrän
nigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen
und Anfechtungen war sein Entschluß, auf eine völlige Reformation
der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten, zur Reif
gediehen. Zuerst fing er 1523 in Wittenberg an, die Liturgie von
leeren Gebräuchen zu reinigen, und gab, da er selbst 1524 die Mönchs
kutte ablegte, das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zur besser
Verwendung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, welche das
Kloster verlassen hatte, Katharina von Bora, 1525 zum Weibe: ei
Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit un
zähligen Bedenklichkeiten, aber gewiß ebensowohl aus Grundsatz al
aus Neigung that. Denn ganz sollten die Lehrer des Evangelium
der Menschheit wiedergegeben, und die Rechte der Natur und Wah

heit, wo möglich, in allen Verhältnissen wiederhergestellt werden. Inzwischen hatte der unselige Streit mit Karlstadt Flammen der Leidenschaft entzündet, die bald weiter drangen, indem er die Veranlassung war, warum L. mit Zwingli über die Abendmahlslehre, die L. wörtlich verstehen zu müssen glaubte, sich entzweite, zwar mit den Schweizern sich 1538 wieder vereinigte, jedoch dadurch eine später, 1543, eintretende, noch völligere Trennung nicht vermied. Zur Protestation der evangelischen Stände 1529 rieth er seinem Kurfürsten. Mit eben so viel Ruhe als Umsicht verfaßte er 1526—29 seinen großen und kleinen Katechismus. Während des Reichstags zu Augsburg weilte L., oft kränkelnd, zu Koburg, von wo aus er Einfluß auf die nichts ohne seinen Rath thuenden Fürsten und ihre Verhandlungen ausübte, auch ohne Zweifel an der Ausarbeitung der Confession wesentlichen Antheil hatte. Obschon die Resultate des Reichstags die päpstlichen und kaiserlichen Edicte gegen L. so gut wie förmlich suspendirten; so hatte er desto mehr gegen die schlauen Versuche der Papisten zu kämpfen, welche ihn jetzt von Neuem durch gütliche Unterhandlungen seinem Werke untreu zu machen suchten. L. räumte dagegen auch keinen Schritt ein; mit einer an Starrsinn und Trotz grenzenden Beharrlichkeit sprach er seine Ueberzeugung oft heftig und scharf aus und verfaßte 1537 die schmalkaldener Artikel, wies die Anträge der 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickten anhaltischen und brandenburgischen Gesandten mit entschiedener Festigkeit zurück, schlug die Theilnahme seiner Partei an der tridenter Kirchenversammlung ab und schrieb 1545 sein heftiges Buch: »Das Papstthum in Rom, vom Teufel gestiftet«, welches auf dem Reichstage zu Worms geflissentlich von dem sächsischen Gesandten vertheilt wurde. Sein mühevolles Werk der Bibelübersetzung, das er 1521 begann und mit solchem Fleiß betrieb, daß er oft mit der Wahl einzelner Worte ganze Tage ver-

brachte, hatte er bereits 1534 vollendet. Zwar hatte L. schon seit 1531 mit harten körperlichen Leiden (Steinschmerz und Schwindel) zu kämpfen und war in mehreren Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis ins 63. Jahr. Vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schilderte er seinen Zustand in einem Briefe: »Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr«. So hatte er im Jan. 1546 geschrieben; den 18. Febr. starb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau (starb zu Torgau 1552) hinterließ er mit 4 Kindern (2 waren früher gestorben) in geringen Umständen, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb, erlosch seine männliche Nachkommenschaft. Wider seinen Willen wird seine Partei nach ihm die Lutherische genannt; wider seinen Willen hat sie die Kriege geführt, die gleich nach seinem Tode ausbrachen und Deutschland schrecklich verwüsteten. L. rieth, so lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn; er achtete es für Frevel, mit menschlicher Gewalt durchsetzen zu wollen, was Gottes Sache ist, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachsens der Reformation sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und alle Verträge nach ihm. — Von den durch die Mansfeldische literar. Gesellschaft seit 1801 gesammelten Beiträgen zu einem Denkmale Luther's (zusammen über 34,000 Thlr.) wurde am 31. Oct. 1821 das Denk-

mal in Wittenberg aufgestellt, wozu der König von Preußen selbst am 1. Nov. 1817 den Grundstein gelegt hatte. — L.s sämmtliche Werke herausgegeben, bis jetzt 21 Bde., Erlangen 1826—29 (auf 60 Bde. angelegt). Geist aus L.s Schriften, oder Concordanz von Lomler, Lucius, Rust, Sackreuter und Zimmermann erschien bisher in 2 Bdn., Darmstadt 1827—29.

Lüttich (franz. Liége, holländ. Luyk), 1) Provinz im Königreich der Niederlande, zwischen Limburg, der preuß. Provinz Niederrhein, Luxemburg, Frankreich, Namur und Südbrabant; 102½ QM. groß, mit 333,300 Einw. Darin der Ardennerwald und die Flüsse: Maas, Ourthe, Lesse und Semoys. — Viehzucht, Ackerbau, Bergbau auf Steinkohlen, Galmei und Alaun, Kunstfleiß und Handel. Die Provinz ist in 4 Bezirke: Lüttich, Huy, Verviers und Marche getheilt. 2) Hauptstadt der Provinz und des Bezirks, an der Mündung der Ourthe in die Maas, hat 10 Vorstädte, ein bischöfliches Schloß, 8465 H. 60,500 E. Universität, Lyceum, Zeichen- und Malerakademie, Schule für Musik, gelehrte Gesellschaft, Tuchmanufakturen, Spitzenweben, Schleder- (Lykerfohlen), Stahl-, Eisen- und Messingwaaren-, Gewehr-, Glas-, Grünspan-, Vitriol-, Fayance-, Papier- und Ubrenfabriken, Spinn- und Wollmaschinen, Kanonengießerei, Handel, Schifffahrt, Flußhafen, Weinbau. In der Nähe große Steinkohlenbrüche, Alaungruben und in Serraing oder Seray, einem ehemaligen bischöflichen Schlosse, Dampfmaschinenfabrik.

Lützen, Stadt mit 1350 Einw. im preuß. Herzogthum Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg. Nach diesem Städtchen werden die Schlachten bei Lützen benannt: a) Der kaiserliche Feldherr Wallenstein hatte seine 40,000 Mann so zur Schlacht geordnet, daß der rechte Flügel (unter Gallas und Kronenberg) sich an L., der linke

(unter Holk) an den Floßgraben lehnte: im Centrum befehligten Schafgotsch und Schaumburg, die Reserve Rhinach und Defurt, die Artillerie endlich der Marchese di Grana. Diese Stellung war noch mit Gräben befestigt, und die Kriegsvölker standen ziemlich gedrängt; von Halle her wurde noch Pappenheim mit seinen Reitern auf dem linken Flügel erwartet. Etwa 1000 Schritte gegenüber führte Gustav Adolf, König von Schweden, sein 27,000 Mann starkes Heer, wobei 10,000 Reiter, in 2 Treffen geordnet, an. Dessen linker Flügel (unter Herzog Bernhard von Weimar) streckte sich bis L., der rechte (unter dem Könige selbst) bis über den Floßgraben hinaus, das Centrum commandirte Kniphausen und die Reiterei der Flanken Fürst Ernst von Anhalt. Die 100 Geschütze waren, 26 der schwersten in Batterie vor dem linken Flügel, 20 kleinere außerdem vor jeden Flügel, die übrigen Feldstücke einzeln vertheilt, um der gedehnten Linie mehr Kraft zu verleihen. Ein starker Nebel deckte am Morgen des 6. Nov. 1632 die Gefilde, als Gustav unter Trompeten- und Paukenschall: »Eine feste Burg ist unser Gott!« anstimmen ließ und, nachdem die Andacht kniend geendigt, Muth zusprechend, die Reihen durchritt. Um 9 Uhr, als der Nebel fiel, gab er das Zeichen zum Angriff. Bis Mittags stand der Kampf heftig entbrannt, auf dem kaiserl. linken Flügel, da gelangte Obrist Waikel mit dem schwedischen blauen Regimente über den Graben, und das Leibregiment folgte stürmend. Die Kanonen der Oestreicher wurden genommen und zwei Quarré's gesprengt. Holk warf sich mit seinen Küraſſieren dem Andrange entgegen, die Artillerie ward wieder erobert, allein jetzt brachen die schwedischen Schwadronen ein und jagten Alles dort in wilder Flucht vor sich her. Aber die große Batterie der Kaiserlichen auf dem Windmühlenberge brachte dagegen den schwedischen linken Flügel in Unordnung und zum Weichen. Gustav sprengte mit dem finnländi-

schen Regimente dahin; weit eilt er voran, sein kurzes Gesicht führt ihn zu nahe, schon durch einen kaiserlichen Arkebusier in den Arm verwundet, ehe die Seinigen folgen können, dreht er um, um sich aus dem Gefecht bringen zu lassen, fällt aber, auf Kaiserliche stoßend, im Handgemenge mit Blut und Wunden bedeckt, jedoch nicht, wie früher geglaubt wurde, durch die verrätherische Hand des Herzogs Franz von Lauenburg. Als Herzog Bernhard seinen Tod hörte, rufte er trostlos: »So begehre auch ich nicht länger zu leben!« verkündete mit lauter Stimme des Königs Gefangenschaft, und wüthend dringen die Schweden vor, den geliebten Herrn zu befreien oder zu rächen. Die feindliche Batterie ward genommen und gegen die Fliehenden gekehrt, drei frische Regimenter unterstützten, da kam mit 8 Regimentern Pappenheim an. Allein vergebens that er und Piccolomini Wunder der Tapferkeit, hieben das blaue und gelbe Regiment nieder und nahmen selbst die verlorne Artillerie wieder; doch Kniphausen und dann am späten Abend noch Herzog Bernhard vollenden ihre Niederlage, und Wallenstein flieht wüthend, mit fast nur 80 Mann in Leipzig ankommend. Beide Theile hatten über 9000 Todte und schwer Verwundete, unter den erstern Gustav Adolf und Pappenheim. Erfolg der Schlacht: Wallensteins Rückzug nach Böhmen und die Befreiung Sachsens durch Bernhard von Weimar. b) Die preußisch-russische Armee dirigirte sich am Morgen des 2. Mai's 1813, vereinigt, über der Elster und den Floßgraben, 69,200 Mann stark, unter Wittgenstein (dem Blücher, aus patriotischem Sinne fürs Ganze, den Oberbefehl abgetreten) gegen L., um den von daher auf Leipzig marschirenden Napoleon mit seinen 115,000 Mann in Flanke und Rücken zu nehmen. Sobald die französische Division des Nachzuges (Souham) bei Großgörschen (wornach die Alliirten diese Schlacht benennen) angegriffen wurde und die Verbündeten, in zwei Treffen aufmarschirt,

jenes Dorf und dann Rahne und Kaja nahmen, bemerkte Napoleon ihre Absicht. Er warf ihnen in jenem, von Hecken und Gräben bis Starrsiedel durchschnittenen Terrain nach und nach das 3. (Ney) und das 6. Corps (Marmont) entgegen, und den Kampf um diese Dörfer und um Klein-Göschen mit immer frischen Truppen unterhaltend, hielt er seine Gegner ab, sich weiter links gegen seine rechte Flanke zu bewegen. Zum Unglück gebrauchten diese ihre zahlreiche Cavallerie fast gar nicht, obwohl sie sehr vom Kanonenfeuer litt. So setzte sich das Gefecht um den Besitz der Dörfer mit abwechselndem Glücke fort, bis Abends um 6 Uhr auf dem linken Flügel der Franzosen der Vicekönig mit dem 11. Corps eintraf und die russische Division des Prinzen von Würtemberg, der dort den Feind umgehen sollte, zurückdrängte. In diesem entscheidenden Augenblicke unternahm Napoleon einen Angriff, unterstützt von 80 Kanonen, auf das Centrum, nahm die Dörfer und nöthigte die Verbündeten, in ihre erste Stellung zurückzugehen. Ein noch unternommener nächtlicher Cavallerieangriff der Preußen scheiterte ebenfalls, und so überließen sie, sich auf Borna und Frohburg in größter Ordnung zurückziehend, dem Feinde das Schlachtfeld. Die Alliirten, welche 5 Geschütze und 800 Gefangene genommen hatten, zählten 10,000, die Franzosen 15,000 an Todten und Verwundeten, unter ersteren war der General Prinz von Hessen-Homburg. Resultat: die Alliirten räumen beide Elbufer und ziehen sich bis in die Stellung von Bautzen zurück, wohin ihnen Napoleon, der Dresden in Vertheidigungsstand setzte, folgte.

Lützow (Baron von), geb. um 1770; trat früh in preußische Dienste, ward Officier und machte die Feldzüge 1792—94 und 1806—7 mit. Er stieg bis zum Major, in welcher Charge ihn der 1813 ausbrechende Krieg fand. Hier faßte er, mit dem Major von Petersdorf, den Entschluß, ein Freicorps zu errichten, das allen in Deutsch-

land zerstreuten Gegnern Napoleons zum Sammelpunkt dienen sollte, und erhielt am 18. Februar die königl. Erlaubniß hierzu. Der Plan fand im Volke großen Beifall, und Ende März zählte das sich in Mittelschlesien, in Zobten und Rochau bildende Lützowsche Freicorps bereits 900 Mann Fußvolk und 260 Mann Reiter. Das Corps sollte sich selbst uniformiren und bewaffnen, der Staat aber ihm den Sold ertheilen. Die Uniform bestand aus einer schwarztuchenen Litewka, mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, alles roth vorgestoßen und gelben Knöpfen, und aus Czacko's und schwarzem Lederzeug. Die Cavallerie trug Achselstücken mit halben Monden von gelbem Blech. Freiwillige strömten von allen Seiten zu; mehrere ausgezeichnete Männer (Beuth, Graf Dohna, Körner, Friesen u. s. w.) traten in die Reihen dieses Freicorps ein. Das Corps zog zunächst nach Sachsen, traf den 17. April in Leipzig ein, verstärkte sich hier, in der Umgegend und zu Halle durch 500 Mann, und so war es, als es Leipzig verließ, doch 1200 Mann Infanterie, die in 1 Bataillon, 2 Jägerdetachements und eine Abtheilung tyroler Schützen von 50 Mann vertheilt waren, ferner 400 M. zum Stamm eines 2. Bataillons und 400 Pferde, die in 4 Schwadronen und 1 Abtheilung Kosaken vereint waren, stark. Das Corps überschritt nun die Elbe bei Dessau und zog am rechten Ufer derselben bis Dönitz. Hier versuchte es, auf das linke Ufer der Elbe zurückzugehen und sich in den Harz, schwalenberger, lippischen und solinger Wald zu werfen, mit der Cavallerie aber die Verbindung zu unterhalten, indessen zog es sich nach einem kleinen Gefecht in der Göhrdt am 12. Mai wieder zurück. Die Infanterie war indessen auf 2000 Mann gewachsen und sollte sich organisiren; unterdessen machte Lützow mit der Carallerie am linken Elbufer, von Tangermünde aus, über Eisleben, Neustadt a. d. Orla, Plauen, einen Streifzug nach dem Baireuthischen, durchschnitt die feindlichen Mili-

tairstraßen, hob Couriere und Transporte auf, machte Scheinüberfälle auf Magdeburg und Hof, erfuhr bei letzterm Ort am 4. Juli den Abschluß des Waffenstillstandes und wollte eben über Gera und Dessau zurückgehen, als das Freicorps vom General Fournier und dem würtembergischen General Normann am 18. Juni Abends, allem Kriegsgebrauch und dem mehrmals gegebenen Ehrenwort zuwider, angegriffen und theils gefangen (etwa 150 Mann), theils zersprengt wurde. Auch die Infanterie war unter Woronzow von Havelberg nach Leipzig aufgebrochen und hatte, vor dieser Stadt am 2. Juni ankommend, den Herzog von Padua in eine große Verlegenheit gesetzt, aus der ihn jedoch die Nachricht vom Waffenstillstand zog. Diesen benutzte das Corps, sich in der Gegend von Nauen zu sammeln und zu reorganisiren, so daß es nach demselben aus 2800 M. Infanterie, die in 3 Bataillons, und 480 M. Cavallerie, die in 2 Husaren- und 2 Ublanenescadrons und 1 Jägerdetachement getheilt waren, und aus einer Compagnie Artillerie, die 4 3pfündige Kanonen, 1 7pfündige Haubitze, 3 eiserne 2½pfündige Kanonen bediente, bestand. Außerdem wurde noch ein Depot des Corps von 200 Mann und 50 Pferden errichtet. Man hatte durch den Unfall von Kitzen das Vertrauen auf das Isolirtwirken des Corps verloren, und dasselbe glich von jetzt an mehr 2 neugebildeten regulären Regimentern, als einem Freicorps. Dem Namen nach stand es unter dem 3. preuß. Armeecorps (Bülow), in der That aber unter Tettenborn. Mit diesem zog es nun gegen die Nieder-Elbe und focht bei Lauenburg (17. Aug.), bei Bellahr (21. Au..) mit Muth und Geschicklichkeit. Ende Augusts ging der Major von L. mit 200 Pferden gegen Schwerin, in dem Rücken des Feindes, vor, überfiel bei Rosenhagen einen feindlichen Transport (wobei Körner blieb) und kehrte mit Beute nach der Stecknitz zurück; dort bezog das Corps die Vorposten. 500 Mann Infanterie und 50(

Mann Reiterei wurden anfangs Septembers unter dem Major von L. nach der Göhrdt detachirt, wo sie unter Wallmoden rühmlich kämpften, doch ward L. verwundet. Der Rittmeister Fischer übernahm nun das Commando, führte mehrere Streifzüge nach Lüneburg, Dalenburg, Blokede, Verden, Nienburg und Minden aus und nahm Mitte Octobers an der Blokade und Einnahme Bremens Theil; der andere Theil hatte, stets auf Vorposten stehend, im September und October lebhafte Gefechte bei Boitzenburg, Zarenthin, beim weißen Hirsch und Honsdorf, bis sich das Corps anfangs Nov. bei Celle und Bremen wieder concentrirte, dort ansehnlichen Zuwachs durch Werbung erhielt und eben nach den Niederlanden aufbrechen wollte, als dasselbe der Kronprinz von Schweden, auf seinem Marsch gegen Hamburg, fand, es zu seiner Avantgarde machte und bis Ende Decembers die Vorposten gegen die Stecknitz und dann gegen Hamburg beziehen ließ. Lützow, kaum genesen von seinen schweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückstadt; er beurlaubte sich nebst einem Theile der Reiterei, mit dem Versprechen, die Uebrigen bald zu sich zu rufen. Bei dem Rückzuge des Blücherschen Heeres führte er Aufträge an St. Priest, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einsicht aus. Aber besorgt, eine Abtheilung preuß. Geschütz zu decken, verweilte er sich und fiel mit seiner kleinen Mannschaft den Bauern in die Hände. Er verlor viele seiner Leute und wurde, selbst schwer verwundet, nur durch die seltene Ehrlichkeit eines franz. Landmanns vom gänzlichen Untergange errettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil unter der Führung des Hauptmanns v. Helmenstreit vom baltischen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen schickten die leichte fliegende Schaar vor die Festung Jülich, wo sie mit 1300 Mann, so weit war ihre Zahl geschmolzen, 3 Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines sechsfach stärkern Feindes streiten

mußten. In Laon kamen sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden ist dieses Corps zum Theil auseinander gegangen und zum Theil zu regulairen Truppen organisirt worden. Lützow selbst wurde in der Schlacht bei Ligny (am 16. Juni 1815) gefangen und ist später bis zur Würde eines Generals gestiegen.

Luxembourg (François-Henri de Montmorency, Herzog v.), Marschall von Frankreich, einer der berühmtesten Feldherren unter Ludwig XIV., war der Sohn des berüchtigten Grafen Boutteville und 1628 geboren. Dem großen Condé, dessen Schüler er war und unter welchem er 1643 der Schlacht bei Rocroi beiwohnte, blieb er in guten und bösen Schicksalen stets getreu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté (1668) zeigte sich das Genie Luxembourg's, der hier als Generallieutenant befehligte. In Holland, wo er den Oberbefehl führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die Festungen und schlug das Heer der Generalstaaten bei Bodegrave und Woerden. In diesem Feldzuge machte er einen berühmten Rückzug, indem er mit einem Heere von 20,000 M. durch ein feindliches von 70,000 ging, ohne daß ihm dieses etwas anzuhaben vermochte. Nach der Schlacht von Senef erhielt er 1675 den Marschallsstab, befehligte darauf, nach Turenne's Tode, einen Theil der französischen Truppen, ließ sich aber Philippsburg entreißen. Glücklicher war er gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien 1678, der ihn unvermuthet überfiel, aber von ihm nachdrücklich zurückgeschlagen wurde. Den meisten Ruhm verschafften ihm jedoch die Siege bei Fleurus 1690, bei Steinkirchen den 4. August 1692 und bei Neerwinden den 29. Juni 1693, und zwar ersterer über den Fürsten von Waldeck, die beiden letztern über den Prinzen von Oranien. Er starb zu Versailles den 4. Januar 1695.

Luxemburg, 1) Großherzogthum und niederländische Provinz zwischen Lüttich, Namur, der preuß. Provinz Niederrhein und Frank-

reich; 108½ QM. groß, mit 292,100 Ew. Darin Aeste des Ardennenwaldes und die Flüsse: Mosel, Elze, Our, Semoys und Sure. Das Großherzogthum gehört zum deutschen Staatenbunde, giebt zum deutschen Bundesheere 2556 Mann, ist aber eine Provinz des niederländischen Staates und hat eigene Provinzialstaaten aus 60 Mitgliedern. Es ist in vier Bezirke: Luxemburg, Diekirch, Marche und Neufchateau getheilt. Als Standesherrschaft gehört zu dieser Provinz das Herzogthum Bouillon. 2) Bezirk dieser Provinz, mit 89,300 Einw. 3) (Lützelburg), Hauptstadt der Provinz und des Distrikts, an der Elze, eine deutsche Bundesfestung; 1500 H. 11,500 E. Fayance, Wollenzeug- und Strumpfweberei, Eisenhandel.

Luxus, ein latein. Wort, das vielerlei Deutung und Mißdeutung unterworfen ist. Eigentlich braucht man es von allem, was das Gepräge der Auswahl in den Bequemlichkeiten des Lebens an sich trägt; man könnte es vielleicht durch Wohlleben bezeichnen. Doch pflegt das Wort, indem man es auch von dem braucht, was das bloß Nothwendige übersteigt, öfters einen Nebenbegriff des Schädlichen und Verderblichen bei sich zu führen, wo man es mehr durch Prachtaufwand, Schwelgerei, Ueppigkeit ausdrücken möchte. — Luxuriös, schwelgerisch, üppig, verschwenderisch, prachtliebend ꝛc. — Luxuriren, schwelgen, üppig leben.

Luynes (Charles Albert, Herzog von), Connetable von Frankreich and erster Minister Ludwigs XIII., geb. den 5. August 1578 zu Pont-Saint-Esprit, stammte aus einer vornehmen Familie zu Florenz ab, ward Page am Hofe Ludwigs XIII., stieg von Stufe zu Stufe und wurde nach dem Sturze des Marschalls d'Ancre (1617) an die Spitze des Staats gestellt. Vier Jahre darauf wurde er Connetable, fiel aber kurz darauf in Ungnade und starb bald nachher, den 15. Dec. 1622. So kurz auch seine Regierung gewesen war, so ver-

haßt hatte er sich in derselben gemacht, und nach seinem Tode noch er
schienen eine Menge Schmähschriften gegen ihn.

Luzac (Johann), Philolog, Jurist und Publicist, stammte von einer französischen Familie, die sich nach Widerrufung des Edicts von Nantes nach Holland gewendet hatte, und wurde 1756 zu Leyden geboren. Er studirte die Rechte, trat auch als Sachwalter im Haag und Leyden auf und unternahm in letzterer Stadt 1775 die Redaction der Leydener politischen Zeitung, die sein Oheim, Stephan Luzac, unter dem Titel: »Nouvelles extraordinaires de divers endroits,« her ausgegeben hatte, und die zu ihrer Zeit nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika, Indien und China viel gelesen wurde. Nach Valckenaers Tode (1785) erhielt er die Stelle eines Professors der griech. Sprache, vollendete dessen Fragmente vom Kallimachus, schrieb: »Lectiones atticae« (Leyden 1809, 8.) u. a. m.), wurde aber wegen politischer Meinungen 1793 seiner Stelle entsetzt und verlor 1807 beim Auffliegen eines Pulverschiffes sein Leben, nachdem er 1802 in seine Stelle wieder eingesetzt worden war.

Luzern (Lucern), 1) Canton in Helvetien, zwischen Aargau, Zug, Schwyz, Unterwalden und Bern; 27¾ QM. groß, mit 116,85[illegible] Ew. Darin: die Unterwaldner-Alpen mit dem 7080 Fuß hohen Pilatusberge, und die Flüsse: Reuß, Entin, kleine Emme; der Waldstätter, Sempacher u. a. Seen. Ackerbau, Viehzucht, Baumwollenspinnen, Weberei, und Handel mit Getreide, Obst, Vieh, Häuten, Käse ꝛc. Die Landesregierung besteht aus einem großen Rathe von 1[illegible] Mitgliedern und einem kleinen Vollziehungsrathe von 35 Mitglie[illegible] Der Canton ist in 5 Aemter getheilt. Zum Bundesheere stellt er 17[illegible] Mann und zahlt 26,000 Schweizerfranken in die Bundeskasse. [illegible] Hauptstadt desselben und eines Amtes, an dem Ausflusse der Reuß aus dem Vierwaldstädtersee; 2 Vorstädte, 620 H. 6100 Ew. S[illegible]

denbandweberei, Papiermühle, Wagenfabrik, Handel. Bei Luzern steht ein 28½ Fuß langer, 18 Fuß hoher in Felsen gehauener Löwe, zum Andenken an die Ermordung der französischen Schweizergarde in Paris am 10. August 1792.

Lyceum, Lykeion, Gymnasium zu Athen, welches von dem in der Nähe stehenden Tempel des Apollo λυκειος (Wolfstödter) seinen Namen hatte. In den bedeckten Gängen desselben trug Aristoteles seine Philosophie vor. Ihm zu Ehren wurden bei den Neuern die höhern lateinischen Schulen Lyceen genannt, weil in denselben ehemals die Aristotelische Philosophie in der scholastischen Form gelehrt wurde. Der neuere Sprachgebrauch ist in Rücksicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnasien nicht in allen Ländern gleich; überall aber sind sie Schulen für die gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Universität übergehen.

Lydien, 1) (Lydia, a. Geogr.), (das eigentliche, früher Mäonien), kleinasiatische Landschaft; grenzte östlich an Phrygien, nördlich an Mysien, westlich an Jonien, südlich an Karien, das der Mäander schied. Hauptstadt: Sardes. Bewässert war es von den goldreichen Flüssen Hermos und Paktolos. L. war sehr berühmt durch Fruchtbarkeit und durch Reichthum der Könige. Bes. unter Krösos waren die Lydier das reichste, aber auch das üppigste und sittenloseste Volk Asiens. Sie waren Erfinder der kostbarsten und weichlichsten Kleider und Tapeten, der wohlriechendsten Salben und leckerhaftesten Gerichte. Sie erfanden ferner die Münzen, musikalische Instrumente, Musikarten, die Kunst, Wolle zu färben, Erz zu schmelzen, trieben starken Landhandel u. s. w. 2) (Gesch.). Man unterscheidet 3 Dynastien in L.: a) die der Atyaden (bis 35 Jahre vor Troja's Zerstörung), so genannt von Atys, einem Sohne des ägyptischen Königs Manes, eines Sohnes Jupiters. Unter Atys sollen die Lydier das

Brettspiel und andere Spiele erfunden haben und endlich, wegen einer Hungersnoth, unter Atys Sohn, Tyrrhenos, nach Italien ausgewandert sein. Atys älterer Sohn, Lydos, folgte seinem Vater und gab dem Lande Mäonien den Namen L. Des letzten Königs, Jordanos, Tochter, Omphale, gebar dem Herakles den Argon (n. A. Alkäos), der b) die Dynastie der Herakliden stiftete, die unter 22 Königen bis Kandaules dauerte, den Gyges entthronte, mit dem c) die Dynastie der Mermnaden begann. Gyges eroberte die Stadt Kolophon und das Land Troas und schickte kostbare Geschenke nach Delphi. Auch Ardys, Alyattes machten Eroberungen. Bes. vergrößerte Krösos das Reich, das ihm endlich sein Sieger, Kyros, nahm, wodurch L. persische Satrapie wurde, die von den Persern immer als die wichtigste angesehen wurde, und deren Hauptstadt, Sardes, oft Residenz des Königs war. Hierauf durchlief L. eine Reihe von Revolutionen, die das persische Reich stürzten, bis endlich Philetäros, Schatzmeister des thrakischen Lysimachos, sich auf den Thron schwang und L. seinem neuen Reiche von Pergamos einverleibte, 283 v. Chr. Als Attalos, der letzte Fürst dieses Stammes, st., theilte L. das Schicksal von Pergamos. 3) Name der sämmtlichen Besitzungen des Krösos, die sich bis an den Halys erstreckten.

Lykophron (Lukumon, a. Lit.), aus Chalkis, um 280 unter Ptolemäos Philad., Grammatiker und geschmackloser Dichter, doch einer des Alexandrinischen Siebengestirns, Erfinder des Anagramms und Verf. einer beträchtlichen Anzahl von Trauerspielen. Uebrig ist, außer Fragmenten, »Kassandra« (Alexandra), in Jamben, welche von einer durch großen Fleiß erworbenen alterthümlichen Gelehrsamkeit zeugt, weniger eine Tragödie, als ein ununterbrochener Monolog (ein prophetisches Monodrama, wahrscheinlich entsprungen aus den alten Orakelsprüchen der Griechen, die sich durch hohe Einfalt auszeichneten,

und an deren Stelle ein Gewebe von Mythen und Weissagungen getreten war, welches L. in ein Ganzes vereinte), in dem Kassandra Troja's und der in dessen Schicksal verflochtenen Helden Loos vorhersagt; für die Mythologie von hohem Werthe. Zuerst herausgeg. von Aldus, Venedig 1513; dann, von Morelli, Paris 1584, 4., mit Tzetzes Commentar und Anmerk. Mehrerer, von Potter, Oxford 1697 und 1702, Fol.; mit Canter's Commentar von Reichard, Leipzig 1788, und, als Fortsetzung, Tzetzes Scholien von Chr. G. Müller, 3 Bde., Leipzig 1811, aus neu verglichenen Handschriften mit Tzetzes Comm., von Sebastiani, Rom 1803, gr. 4., m. 2 K. Vgl. Meen, »Remarks on the Cassandra etc.,« London 1800.

Lykurgos, 1) Sohn des spartanischen Königs Eunomos, der in einem Aufstande das Leben verlor; sah sich, als der diesem folgende König, Polydektes, sein älterer Bruder, um 886 v. Chr. auch gestorben und er Vormund des erst nach Polydektes Tode gebornen Neffen Charilaos geworden war, durch Verläumdung der königlichen Witwe, die ihm die Ermordung des Kindes und Thron und Hand angeboten hatte, aber von ihm verschmäht worden war, genöthigt, sein Vaterland zu verlassen. Er reiste nach Kreta, wo er Minos Gesetze und Thales kennen lernte, dann nach Kleinasien, woher er Homers (ungeschriebene) Gesänge nach dem europäischen Griechenland brachte, angeblich auch nach Aegypten. Von König und Volk zurückgerufen fand er das Vaterland in Verwirrung, und man verlangte von ihm, der schon früher durch Uneigennützigkeit sich die Liebe des Volkes erworben hatte, eine neue Staatseinrichtung. Da trat er, einer der größten Männer aller Zeiten, mit der Klarheit eines überlegenen Geistes und dem Gefühl der Kraft, als Gesetzgeber auf. Um jener Eingang zu verschaffen, ließ er von dem, bei den Dorern in ganz besonderm Ansehen stehenden delphischen Orakel zu diesem Geschäfte sich weihen, und meh-

rere der Vornehmen vereinigten sich mit ihm. L. ließ seine (nicht geschriebenen Gesetze, Retrai) bis zu seiner Rückkehr beschwören, reiste ab und kam, eine freiwillige Verbannung wählend, nicht wieder; 400 Jahre, bis zu den Perserkriegen, erhielten sich seine Gesetze. Die Elemente der Lykurgischen Gesetzgebung waren folgende: a) Alle Bürger sind gleich, aber jeder Bürger ist ein Eigenthum des Staates, und alle Zwecke des einzelnen Bürgers müssen den Zwecken des Staates und vornehmlich dem Zweck der gemeinschaftlichen Vertheidigung untergeordnet werden, so daß der spartanische Staat nur eine einzige, von dem übrigen Griechenland getrennte, sich wechselseitig unterstützende Familie von Kriegern bildet. Für dieses wesentliche Element der Constitution waren folgende Anordnungen berechnet: Gleiche Austheilung der Ländereien (9000 Theile für die Spartioten, 30,000 für die Perioiken), Verheirathung der Töchter, welche Brüder haben, ohne Ausstattung, Verbot alles Handels, Geld von Eisen, Entfernung alles Luxus, das tägliche Zusammenessen aller Bürger nach ihren Abtheilungen (Sissition), Aufsicht über die häusliche Gesellschaft, gemeinschaftliche Ansprüche auf Aemter und Würden, gleichmäßige Erziehung der Kinder, Geißeln vor dem Altar der Diana, Verhältniß der Heloten zu den freien Spartanern. b) Die Staatsgewalten sollen sich gegenseitig beschränken. Die 2 Könige, welche Sparta bisher gehabt hatte, blieben zwar an der Spitze des Staates, so wie das Königthum auch fernerhin erblich sein sollten; diese Könige hatten nun, neben der entscheidenden Stimme bei einigen bürgerlichen Angelegenheiten, ausschließend die Besorgung der Religion, weshalb sie selbst Priester des Zeus waren, die Staatsopfer darbrachten und die zur Befragung des delphischen Orakels ihnen zugeordneten 4 Pythier erwählten; im Kriege waren sie die einzigen Führer des Heers und übten dann fast eine unumschränkte Gewalt aus. Einkünfte derselben: Grundeigen-

thum im lakedämonischen Gebiete, eigenthümliche Wohnung in Sparta, Antheil an allen Opfern, Speisung auf öffentliche Kosten. Prärogative: Vorsitz bei allen Kampfspielen, bei den öffentlichen und Privatmahlzeiten (ungewiß, ob bei Volksversammlungen), doppelter Antheil an den Speisen, feierliches Leichenbegängniß. Im Falle der Minderjährigkeit wurden Reichsverweser (Prodikoi) aus Heraklidischem Stamme gesetzt. Allein der Rath der 28 Alten (Gerusia), vom Volke gewählt, stand dem König in allen öffentlichen Angelegenheiten zur Seite. Neben der Gerusia waren die Volksversammlungen (Ekklesiai), deren Recht aber nur dahin ging, die von den Königen oder von dem Senat ihnen gemachten Anträge durch öffentlichen Zuruf anzunehmen oder zu verwerfen. Die Nomophylakten, Harmosten und Empoloren sind wahrscheinlich auch schon von Lykurgos eingesetzt worden, die Ephoren aber wahrscheinlich erst nach Lykurgos Zeit. Unrichtig scheint es, daß die L. G. den Lakoniern ihren rauhen, kriegerischen Charakter gegeben haben. Die Dorer waren kriegerisch; Lykurg fügte also seine Gesetze diesem Charakter nur an und heiligte vielleicht bloß manches Herkommen zum Gesetze. 2) L., aus Athen, aus dem edeln Geschlechte der Eteobutaden, 408—328, des Isäos Zeitgenosse, des Demosthenes Freund, Schüler Platons und Isokrates; bekleidete mehrere Magistrate, geachtet wegen seiner Redlichkeit, Freiheitsliebe und Strenge, Philipps und Alexanders von Makedonien standhafter Gegner. Uebrig ist von seinen (15) Reden eine Rede gegen den Leokrates (der nach der Schlacht bei Chäroneia sein Vaterland verlassen hatte), die sich in der Taylorschen, Reiskischen und Beckerschen Sammlung der griechischen Redner befindet; einzeln herausgeg. von J. G. Hauptmann, Leipzig 1753; mit deutschen Noten, von J. H. A. Schulze, Braunschweig 1789; von H. Heinrich, Bonn 1821; von A. G. Becker,

Magdeburg 1821; französisch übersetzt in Auger's Uebersetzung griechischer Redner, Paris 1783.

Lymphatisches System. Dieses bilden die Gefäße, welche im thierischen Körper zum Auffaugen der zur Herstellung des Organismus fähigen Stoffe bestimmt sind. Diese eigenen sich theils aus dem Urin, theils aus dem Chymus im Darmkanal, theils aus der Luft durch die äußere Haut dasjenige an, was die neuen Massen bildet und die abgenutzte fortschafft. Alle diese Gefäße, welche von jedem Punkte des Körpers ihren Ursprung nehmen, sich vielfältig mit einander verbinden und überhaupt sehr zahlreich sind, endigen sich endlich in einem gemeinsamen Stamme (ductus thoracicus), welcher, auf der vordern Fläche der Rückenwirbel befindlich, in die Höhe steigt und sich meistens in die vena subclavia sinistra endigt; in einzelnen Fällen ist noch ein anderer Stamm vorhanden, der sich in die rechte vena subclavia endigt. Andern Untersuchungen zufolge sollen einzelne Aeste sich auch in andre Venen ausmünden. Alle diese einzelnen Gefäße begreift man u. d. N. des lymphatischen Systems, wozu auch noch an vielen Stellen kleine, runde Drüsen (glandulae conglobatae) kommen, durch welche die Lymph- und Milchgefäße, sich zerästelnd, hindurchgehen, und welche auch mit Nerven und vielen Blutgefäßen versehen sind. Unter den Achseln, am Halse und in den Weichen fühlt man sie deutlich, weil sie unmittelbar unter der Haut liegen. In den Lymphgefäßen befindet sich eine wasserhelle, gerinnbare, gesalzene, ein wenig klebrige Flüssigkeit, welche Lymphe genannt wird, und die sich durch Eiweißstoff, den sie enthält, auszeichnet. Sie ist das Product der Ab- und Resorption.

Lynceus (Linkeus), s. Danaiden.

Lyon, 1) (Geogr.), Hauptstadt des Departements und Bezirks, am Einflusse der Saone in die Rhone; 7780 H. 149,700 E.,

mit den Vorstädten Vaise, Serin, la Croix-rousse und la Guillotière 170,900 Ew. Seiden-, Kattun-, Gaze- und Sarchentmanufakturen, Gold- und Silberdraht-, Hut-, Papiertapeten-, Tressen-, Malerpinsel-, Vitriol- und Scheidewasserfabriken, Salpeterraffinerie, Handel, jährliche Messe, Universität, Gesellschaft der Wissenschaften, Ackerbau- und medicinische Gesellschaften, Bibliotheken, Gemäldegallerie botanischer Garten, Sternwarte. 2) (Gesch.). L. (Lugdunum Aeduorum, L. Celtarum, L. Segusianorum) wird erst im 8. Jahrh nach Erbauung Roms erwähnt, als C. Muratius Plancus eine römische Colonie dahin führte, wiewohl schon früher ein Flecken, Namens Lugdunum, daselbst gewesen zu sein scheint. In alten Inschriften heißt es oft Colonia Claudia copia, theils weil der Kaiser Claudius daselbst geboren war, theils wegen Fruchtbarkeit der Umgegend. Auch Caracalla ward da geboren, und Marentius und Gratianus starben da. Die Römer blieben bis zu den Zeiten des Kaisers Honorius im Besitze derselben, da Stilico sie nach Ueberwindung der Gothen den Burgundern für geleistete Kriegsdienste überließ, von welchen sie zur Hauptstadt ihres Reichs erhoben wurde. Unter der Regierung Chlotars fiel sie 532 den Franken in die Hände, nachdem diese dem burgundischen Reiche ein Ende gemacht hatten. Durch den Vertrag zu Verdun 843 gerieth L. an Ludwigs des Frommen ältesten Sohn, Lothar, und von diesem an dessen Söhne Karl und Lothar, nach deren Tode es von dem Oheim derselben, Karl dem Kahlen, in Besitz genommen wurde. Nach Ludwigs des Stammlers Tode aber machte sich Boso, König von Burgund, zum Herrn von L. und gerieth darüber mit den Nachkommen Ludwigs des Stammlers in einen langwierigen Krieg, in welchem L. bald dieser, bald jener Partei in die Hände fiel, bis endlich König Lothar, ein Sohn Ludwigs III., um 955 dasselbe seiner Schwester Mathilde, welche Konrad I., König von Burgundia Trans-

jurama, heirathete, zur Aussteuer gab. Unter der schlaffen Regierung Rudolfs III., des Sohnes Konrads I., gerieth L. fast ganz in die Gewalt der Erzbischöfe, so daß Kaiser Konrad II., der nach des kinderlosen Rudolfs III. Tode L. wegen seiner Gemahlin Gisela, einer Prinzessin von Arelat, zugleich mit dem Königreich Arelat an das deutsche Reich brachte, dem Erzbischof Burkhard die Stadt L. erst mit Gewalt der Waffen abdringen mußte (1034). Außerdem aber waren noch andere niedere Herren daselbst, Grafen genannt, die mit den Erzbischöfen rücksichtlich der Grenzen ihrer Gewalt in beständiger Fehde lebten. Einer derselben, Guido II., traf 1173 mit dem Erzbischof Guichard unter Vermittelung des Papstes Alexander III., einen Vergleich, nach welchem er die Grafschaft Lyonnois dem Erzbischof und dessen Capitel gegen eine bestimmte Summe Geldes überließ, nachdem Kaiser Friedrich Barbarossa schon 1167 dem Erzbischof Heraklius die höchste Gewalt über die Stadt, jedoch mit Vorbehalt der kaiserlichen Oberhoheit zuerkannt hatte. Nachdem aber unter Friedrich II. die Herrschaft der deutschen Kaiser über Arelat verloren gegangen war, begaben sich die Erzbischöfe von L., besonders wegen ihrer Händel mit den dasigen Bürgern, in den Schutz des Königs von Frankreich, und Philipp der Schöne erhob, nachdem ihm der Erzbischof den Eid der Treue geleistet, die Baronie L. zu einer Grafschaft, deren Gerichtsbarkeit er dem Erzbischof und dessen Capitel überließ (1307); doch ward letztere 1563 mit der Krone Frankreich vereinigt. Zur Zeit der Revolution hat L. mehr als irgend eine Stadt in Frankreich gelitten. Es waren viel königlich Gesinnte daselbst. Im Mai 1793 ward die jakobinische Municipalität abgesetzt, und als die Stadt sich weigerte, dem Nationalconvent zu gehorchen, wurde sie belagert und ausgehungert und mußte sich am 10. Oct. den Jakobinern auf Gnade und Ungnade ergeben, und die für schuldig Geachteten wurden in Haufen zu Hunder-

n mit Kartätschen niedergeschossen. Die Mauern wurden niederge-
ssen und die Stadt erhielt zur Schreckenszeit den Namen Commune
ffranchie. Sehr langsam erholte sich L. von diesem Schlage, der
esonders vielen fleißigen Arbeitern das Leben gekostet hatte. — Unter
en Kirchenversammlungen, die zu L. gehalten wurden, sind zu
emerken: a) die von Innocenz IV. wider den Kaiser Friedrich II. 1245
ehaltene, von der römischen Kirche trotz des Widerspruchs der galli-
hen Kirche für eine ökumenische erklärte, zu welcher sich der morgen-
ndische Kaiser Balduin II. und 140 Prälaten einfanden, und auf
elcher der Kaiser Friedrich II. in den Bann gethan und beschlossen
urde, daß der griechische Kaiser durch die Einkünfte der Prälaten un-
rstützt, gegen die Tartaren Festungen angelegt, die Kreuzzügler zur
Buße ermahnt und der zwanzigste Theil der Einkünfte von allen Be-
eficien diesen Unternehmungen gewidmet, so wie die Gläubigen zu
ommen Vermächtnissen für diesen Zweck aufgefordert werden sollten.
ußerdem wurde das Fest der Geburt Mariä bestätigt und eine Samm-
ng der dem römischen Stuhle ertheilten Schenkungs- und Freiheits-
ten beschlossen. b) Die von Gregor X. 1247 gehaltene, welche vom
önig Jakob von Aragonien, der jedoch, da ihm der Papst, so lange
nicht den diesem von seinem Vater bewilligten Tribut bezahlt hätte,
e Krönung versagte, den Tag nach der Eröffnung wieder abreiste,
rner von 2 Patriarchen, 15 Cardinälen, 70 Erzbischöfen, 500 Bi-
höfen und gegen 1000 andern Geistlichen besucht ward. Diese Ver-
mmlung beschäftigte sich mit der Vereinigung mit der griechischen
irche, mit der den morgenländischen Christen zu leistenden Hülfe, mit
r Reform der Kirchenzucht und des Lebens der Geistlichen. Der
apst selbst führte das Präsidium. Der 10. Theil der Einkünfte der
ischöfe war 6 Jahr für die morgenländischen Angelegenheiten ver-
illigt, einige Kirchengesetze verfaßt. Die griechischen Gesandten zeig-

ten Bereitwilligkeit, sich dem Papst selbst in der Lehre vom Ausg
des heiligen Geistes zu unterwerfen; aber dennoch kam keine Vere
gung zu Stande.

Lyonnet (Pierre), Naturforscher, geb. den 21. Jul. 1707
Mastricht, stammte aus einer französischen Priesterfamilie, we
durch religiöse Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden w
Bei ungemeiner Sprachkenntniß hatte er auch in den bildenden K
sten große Fortschritte gemacht. Man hat ein Meisterstück von il
ein Basrelief in Burbaum, welches Apollo und die neun Musen v
stellt. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, lebte als ausüben
Advocat und ward dann zu einem der Staatssecretaire Hollands
zum geschworenen Uebersetzer für die franz. und lat. Sprache erwä
Jetzt erwachte sein leidenschaftlicher Hang für die Naturgeschichte,
sonders für Insektenkunde. Zuerst beschrieb er die Insekten, we
sich in der Nähe vom Haag befinden, dann legte er eine Muschelsam
lung an, welche die reichste in Europa ward. Sein prachtvoll gedr
ter »Traité anatomique de la chenille qui ronge la saule« (a
tomische Abhandl. über die Weidenraupe, Haag 1740, 4.) und
»Histoire des polypes d'eau douce« (Geschichte der Polypen
süßen Gewässer), welche letztere er in Vereinigung mit Trembley
ausgab, haben seinen Ruhm gegründet. L., der bis dahin die Kup
stecherkunst gar nicht ausübte, hat zu ersterm Werke die 8 letzten Pl
ten gestochen, die den 5 ersten von Wandelaar nichts nachgeben.
starb im Haag am 10. Jan. 1789.

Lyra (nicht zu verwechseln mit der Leier, lira), das älteste
saitete Instrument der Aegypter und Griechen — ein Sinnbild
Dichtkunst — dessen Erfindung man, der Fabel nach, dem Merkur
schrieb, der an die Schale einer Schildkröte stieß und, durch den Kl
der ausgetrockneten Sehnen aufmerksam gemacht, auf die Idee f

n Instrument in einer solchen Form zu machen, und getrocknete ehnen darüber zu ziehen. In der Folge schenkte er diese Lyra dem oll, welcher noch zu den zeitherigen 3 Saiten die 4te hinzubrachte. ie Form dieses Instruments, welche zwar verschieden angegeben rd, hatte Aehnlichkeit mit unserer Laute (s. d. A.). Wahrscheinlich urde sie in der frühern Zeit dazu gebraucht, beim Gesange oder bei r Declamation den Ton zu leiten und festzuhalten. — Gegenwärtig die Lyra, in Form und Größe einer Mandoline, ein in Attika ge- öhnliches Instrument mit 3 Saiten, und wird mit einem Bogen ie die Violine gespielt.

Lyrik, lyrische Poesie, diejenige Gattung der Poesie, rch welche der Dichter sein inneres Leben im Zustande des bewegten efühls unmittelbar darstellt. Dadurch, daß in derselben das Ge- hl das Herrschende ist, ist sie von der dramatischen Poesie, in wel- er die Anschauung zu einem von dem Innern des Dichters verschie- nen Leben selbstständig ausgebildet ist, und von der epischen ver- hieden, welche in ihren vollendetsten Werken einen umfassenden Kreis r Handlungen in einer anschaulichen Begebenheit, als von dem Dich- r angeschaut, darstellt, und beides, Gefühl und Anschauung, in ollem Gleichgewichte enthält. Verglichen mit Epos und Drama, t das lyrische Gedicht das beschränkteste, denn das Gefühl ist be- hränkt auf den Augenblick der Gegenwart, aber um desto tiefer, eller und mächtiger spricht es das Gemüth an. Was der ly- ische Dichter giebt, giebt er als sein eigenes Innere, weshalb an auch die lyrische Poesie die subjective, im Gegensatze der übri- en Dichtungsarten, genannt hat. Auch heißt daher im weitern Sinne jene Darstellung lyrisch, welche nicht sowohl die Gegenstände es Gefühls, wie sie an sich erscheinen, als vielmehr den subjecti- en Zustand, oder wenigstens die Gegenstände durch den Ein-

druck schildert, welchen sie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyrische Dichtkunst das Gefühl am unmittelbarsten durch die Sprache ausdrückt, nähert sie sich der Tonkunst, welche das Gefühl durch Töne und deren Verbindung am reinsten darstellt; daher auch die griech. Lyrik von λυρα ihren Namen hat und Gedichte bezeichnet die zur Lyra gesungen werden konnten. Obgleich nun in der lyrischen Dichtkunst sich Alles im Gefühle auflöst und zum Gefühle wird, so ist doch nicht jeder Ausdruck des lebhaften Gefühls in Versen ein lyrisches Gedicht zu nennen. Ueberhaupt hat man den auf das Wesen der lyrischen Poesie gegründeten Satz: die lyrische Poesie soll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmonische, poetische Gefühl) darstellen, von je her in die falsche Behauptung umgekehrt, der lyrische Dichter (wofür sich Jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauche der poetischen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbinden oder irgend ein Mal ein lebhaftes Gefühl in sich wahrnimmt) sollte sein subjectives Leben oder sein Gefühl darstellen. Es fragt sich also inwiefern ist das Gefühl poetisch zu nennen? Ein solches muß, zufolge der Natur des Kunstwerks, in sich selbst harmonisch und nicht nur würdig sein, in der Sprache aufbewahrt zu werden, sondern sich durch eigenthümlichen und schönen Lauf der Rede und in einer gewissen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern selbständig aussprechen. So mannichfaltig sich nun das Gefühl poetisch äußern kann, so mannichfaltig ist das lyrische Gedicht; zunächst aber offenbart sich das Gefühl, und am reinsten in der Gegenwart; mittelbarer, wenn es als Vergangenes durch die Erinnerung modificirt erscheint. Hiernach könnte man die Lyrik in die reinlyrische Poesie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine religiöse Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche sich mehrere metrische Formen der Italiener und Spanier (Sonetten, Canzonen, Sestinen, Glossen ꝛc.) anschließen, und in die

elegische eintheilen, an welche sich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehre sogenannte didaktische Gedichte anschließen.

Lysander, der lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens (404 v. Chr.) endigte. Er stammte nach Plutarch zwar nicht eigentlich aus königlichem Geblüte, aber doch aus dem herkulischen Geschlechte ab. In seiner Jugend wurde er ganz den lykurgischen Gesetzen gemäß erzogen, und die ihm eingeprägten Grundsätze schienen auch wirklich so fest zu haften, daß er unter unzähligen verführerischen Veranlassungen und an dem prächtigen Hofe des jüngern Cyrus, bei dem er sich eine Zeitlang aufhielt, und in den üppigen Städten Joniens eben so arm, nüchtern und mäßig blieb, als es Aristides gewesen war. Mit der Verschmitztheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfsinn des Themistokles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alkibiades; nur hatte er vor diesem noch den Vorzug, daß er die Gunst der Großen und Mächtigen eben so leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Volkes. Ohne Bedenken opferte er das Wohl des Vaterlandes seinem Ehrgeize auf; wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der andern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten und ohne Scheu verletzt werden konnten, wenn sie anfingen, schädlich zu werden. Gesetze, Verträge und die heiligsten Eide wurden von ihm verlacht und zertreten, wenn es sein Vortheil erheischte; und sein Lieblingsspruch war, daß man Kinder mit Würfelspiel, Männer mit Eiden hintergehen müsse. Daher entsprangen alle Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, seine Gewaltthätigkeiten, Ränke und Verstellungen und seine, allen Umständen sich anschmi-

gende Biegsamkeit. Um diesen Zweck zu erreichen, benutzte er alle ihm zu Gebot stehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zusammenzubringen, mit welcher er den athenienſischen Feldherrn Antiochus schlug und 50 feindliche Schiffe nahm. Als daher sein Nachfolger Kallikratides die unglückliche Schlacht bei Arginusä gegen Konon verloren hatte und selbst getödtet worden war, wurde dem Lysander gegen ein lacedämoniſches Gesetz, nach welchem dieselbe Person nicht mehrmals die oberste Befehlshaberstelle der Seemacht haben durfte, von neuem das Commando übergeben. Nachdem er die spartaniſche Flotte durch viele neue Schiffe verstärkt hatte, schiffte er nach dem Helleſpont; und belagerte, eroberte und plünderte Lampsakus. Die ihm überlegene athenienſiſche Flotte folgte ihm nach und ankerte, Lampsakus gegenüber, bei Aegos Potamos, wo der Helleſpont nur 15 Stadien Breite hat. Hier fiel er mit seiner ganzen Macht über die feindliche Flotte her, als sie gerade durch die Sorgloſigkeit der Athener fast ganz von Menschen entblößt war. Außer dem paraliſchen Schiffe, welches die erste Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, konnte sich nur Konon allein mit 8 Schiffen retten, mit denen er zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die ganze übrige Flotte fiel fast ohne Schwertschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander segelte mit ihr triumphirend in den Hafen von Lampsakus ein. Alle Gefangene, welche sich auf 3000 Mann beliefen, und ihre Feldherren ließ er erwürgen, weil sie die Mannschaft von 2 korinthiſchen Schiffen von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponneſiern die rechte Hand abzuhauen. Nach dieſer entscheidenden Niederlage fiel Alles, was Athen unterthan, oder mit ihm verbunden gewesen war, zu den Spartanern ab, und Lysander schaffte in allen wiedergewonnenen Städten und Inseln die Demokratie ab und führte eine Oligarchie ein, so daß er unter sei-

nen und Sparta's eifrigsten Freunden 10 Männer aussuchte, welche er an die Spitze der Regierung stellte, und denen er einen vornehmen Spartaner, unter dem Titel Harmostes, vorsetzte. Nachdem er so das griechische Asien und die Inseln umgeformt hatte, rückte er mit seiner Flotte von 180 Schiffen vor Athen und sperrte es von der Seeseite, während Agis und Pausanias es zu Lande mit ihrem mächtigen Heere einschlossen. Als die Hungersnoth in Athen am höchsten gestiegen war, mußte es sich ergeben und verlor nun die Unabhängigkeit und seine Verfassung. Durch die Einsetzung von 30 Männern an der Spitze aller Geschäfte ward die Oligarchie und die abscheulichste Tyrannei in Athen eingeführt. Lysander kehrte nun nach Endigung des so langen, als blutigen Krieges nach Lacedämon zurück. Obgleich man seine bisherige Verfahrungsart und seinen Charakter hier recht gut kannte, so mußte doch der Staat Alles mit Stillschweigen ertragen; denn wegen der Strenge seiner Sitten, wegen seines anscheinenden Gehorsams gegen die Magistrate und die Gesetze und wegen des Glanzes seiner Siege hatte er nicht nur viele Anhänger in Sparta; sondern seine außerordentliche Freigebigkeit und der Schrecken, den er Allen vor sich eingeflößt hatte, verschafften ihm einen noch größern Anhang unter den fremden Völkern. Kurz, er war in der That, obgleich nicht dem Namen nach, nun der Oberherr von Griechenland. Einen unersetzlichen Schaden fügte er der Reinheit der spartanischen Sitten dadurch zu, daß er von seinen Feldzügen eine ungeheure Menge Kostbarkeiten von Sachen und baarem Gelde nach Sparta brachte. Sparta's Tugenden gingen von jetzt an zu Grabe und allen Arten von Lastern wurden die Thore geöffnet. Endlich beschloß er, den schon längst gefaßten Entschluß, die Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen, ins Werk zu richten. Sein Plan war folgender: Mehrere vornehme Geschlechter in Sparta stammten von

den Herakliden ab; aber nur zwei derselben hatten Anspruch auf die königl. Würde. Zu einem der übrigen gehörte Lysander. Da ihn also die lykurgische Verfassung ganz von der Regierung ausschloß, so wollte er die Reichsfolge an alle Herakliden, ja an alle eingeborene Spartaner bringen, und alsdann hoffte er, daß er der Erste sein würde, welcher die Früchte von dieser Revolution genießen müßte. Durch offene Gewalt konnte dieser Zweck nicht erreicht werden, er nahm also seine Zuflucht zum Betruge. Apollo selbst sollte erklären: Die Spartaner sollten künftig nur die Tugendhaftesten unter ihren Mitbürgern zu Königen wählen. Aber in dem Augenblicke trat eine der Hauptpersonen, aus Furcht vor den Folgen, zurück, und der ganze Entwurf scheiterte, ob er gleich nicht eher, als nach Lysanders Tode, entdeckt wurde. Bald nachher blieb er im böotischen Kriege in einem Gefechte. Sein Andenken wurde in Sparta mit Ehre gekrönt, denn, blind gegen seine Verbrechen, hielt man ihn bloß deswegen für einen tugendhaften Spartaner, weil er sich nie bereichert und immer in strenger Armuth gelebt hatte. Agesilaus fand nachher in seinem Hause den schriftlichen Entwurf zu der obigen Staatsumwälzung, aber er ließ sich bewegen, ihn zu unterdrücken, und seine Bekanntwerdung zu hindern.

Lysimachos, Sohn des Agathokles, eines Feldherrn und Freundes des Alexander, erhielt nach des Letztern Tode bei der Vertheilung der eroberten Länder einen Theil von Thracien. Da sich aber die Einwohner ihm hartnäckig widersetzten, mußte er das Land erst erobern. Er baute nachher die Stadt Lysimachia auf dem thracischen Chersones, nahm, nach dem Beispiele der übrigen Feldherren Alexanders, den königl. Titel an und verband sich mit einigen derselben gegen Antigonus, der die von Alexander in Asien eroberten Länder sich unterworfen hatte. Nach der Schlacht von Ipsus (301 v. Chr.)

in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete, behielt L. ganz Kleinasien, das eigentliche Kappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. L. begann nun, die an Thracien grenzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Als er jedoch die jenseits der Donau wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur erst sein Sohn, sondern endlich auch er selbst durch die Verrätherei eines Ueberläufers in ihre Gefangenschaft. Er mußte sich mit seinem Heere ergeben und erwartete seinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmendem Geschrei von ihrem Könige verlangten. Dieser handelte jedoch edler, als der eroberungssüchtige L. hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefangenen kostbar auf griechische Weise und aus dessen eigenem prächtigen Hausgeräthe speisen, während er nur geringe Kost aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Tafel den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzüglicher dünke, die der Geten oder die seinige, ermahnte er ihn zum Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen sei, gab ihm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne Lösegeld. Lysimachos trat nun an den Dromichätes die eroberten Ländereien jenseits des Isters wieder ab, schloß einen Frieden mit ihm und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lysimachos immer größer, indem er noch die Hälfte von Macedonien dazu eroberte, wie wir oben gesehen haben, und hernach auch den Pyrrhus aus der andern Hälfte herausjagte. Er würde seine Staaten vielleicht bis an seinen Tod in Ruhe besessen haben, wenn nicht seine eigenen Familienverhältnisse Verwirrung in sein Reich gebracht hätten. Seine zweite Gemahlin Arsinoe ward bald unumschränkte Gebieterin seines Geistes, verleitete ihn zu mancherlei Thorheiten und endlich gar zur Ermordung seines geliebten Sohnes Agathokles, eines

blühenden, tapfern und hoffnungsvollen Jünglings, um ihren eigenen Kindern den Thron zu verschaffen. An seinem Hofe gab es jetzt zwei Parteien: die schwächere, der Anhang der Arsinoe, war jetzt die mächtigere; die weit zahlreichere aber, dem Agathokles ergeben, war die unterdrückte. Ein großer Theil derselben floh zum Seleukos und die Befehlshaber in den asiatischen Provinzen fielen theils schon jetzt vom Lysimachos ab, theils erwarteten sie nur den Seleukos, um das Nämliche mit mehr Sicherheit thun zu können. Seleukos eroberte deshalb fast ohne Schwerstreich ganz Kleinasien. Bei Korupedion in Phrygien kam es zwischen ihm und Lysimachos zur Hauptschlacht, in welcher dieser eine völlige Niederlage erlitt und selbst nach tapferm Widerstande sein Leben verlor. Sein Sohn Alexander begrub ihn bei Lysimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmal. Eine Beschreibung seines Lebens besitzen wir vom Plutarch.

Lysippus, ein bekannter griech. Bildner, aus Sicyon gebürtig, Zeitgenosse Alexanders d. Gr. ungefähr 330 v. Chr. Nach der Natur modellirend, übertraf er alle Vorgänger an Leichtigkeit, Symmetrie, Grazie und Zartheit in seinen Figuren, die er alle aus Erz fertigte. Er war der einzige Künstler, welcher die Statue Alexanders in Erz darstellen durfte, so wie Apelles der einzige war, der diesen Helden zu malen die Erlaubniß hatte.

Lyttleton (George, Lord), geb. 1708 (n. A. 1709) zu Haglay in der Grafschaft Worcester; bereiste 1728 Frankreich und Italien, trat dann, als eifriger Anhänger der Opposition, in das Unterhaus, widersetzte sich dem Antrage, ein stehendes Heer zu halten, unterstützte den Vorschlag, Walpole aus dem Ministerium zu entfernen, ward 1733 Secretair des Prinzen von Wales, der damals entfernt vom Hofe lebte. 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt, trat er zur Ministerialpartei. Später ward er Schatzmeister und ge-

heimer Kabinetsrath, vertauschte aber beide Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers, die er bei Auflösung des Ministeriums zwar verlor, dafür aber 1757 zum Lord erhoben wurde. L. starb 1773, schrieb: Dialogues of the dead (Todtengespräche) 1759, 1768; History of England, Lond. 1803, 4., 3 Bde., Lond. 1812, deutsch 2 Bde., Berlin 1777; History of the list of Henry II., Lond. 1755 — 67 in 3 Ausgaben der 3 ersten Theile dieses Werks; das Ende desselben ist 1771 gedruckt; englisch und deutsch von Weigel, Nürnberg 1791; Poetical works, Glasgow 1787, Fol.; gesammelte Werke London 1774.

M, der 13te Buchstabe des deutschen Abc, welcher durch eine leichte Ausstoßung des Hauches, wobei man die Lippen schließt, hervorgebracht wird. Er ist ein Lippenbuchstabe und der zweite der sogenannten Halblauter.

M', das abgekürzte Mac, eine Vorsetzsylbe schottischer Eigennamen, bedeutet Sohn. Es rührt, wie das hebr. Ben (s. d.) und das irländische O' (O'Higgins) aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren. Das schriftlich abgekürzte M' wird Mac ausgesprochen, nie aber betont.

Mäander (jetzt Meinder), einer der ansehnlichsten Flüsse Asiens, entspringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwischen Karien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und stürzt sich zwischen Priene und Miletus ins ägäische Meer. Dieser Fluß war besonders durch seine viele Krümmungen und Wendungen bei den Alten berühmt, und sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Gewändern und

Mänteln, auch auf Urnen und Gefäßen. S. Böttigers Vasengemälde 1. Bd. — Mäandrische Wege, mäandrische Worte, bedeutet so viel als künstliche Wege und Umschweife.

Maas, Meuse, Fluß in Frankreich und den Niederlanden, entspringt bei dem Dorfe Meuse im Bezirk Langres, wird bei St. Thibault schiffbar, tritt bei Givet in die Niederlande, vereinigt sich bei Löwenstein mit der Waal und erhält nun den Namen Merve. Bei Dortrecht theilt sich die Merve wieder in die beiden Arme, Merve und alte Maas, welche sich in die Nordsee ergießen.

Maaß, s. Maß.

Mab, die Königin der Feen, bei Shakspeare; auch Wieland erwähnt öfter der Fee Mab.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner der Congregation von St. Maur, geb. 1632 zu St.-Pierremont in der Rheimser Diözese, trat 1753 in den Orden und erhielt von seinen Obern 1663 den Auftrag, in St. Denis den Schatz und die alten Denkmäler dieser berühmten Abtei den Fremden zu erklären und zu zeigen. Seinem gelehrten Ordensgenossen d'Achery half er an dessen Specilegium, welches aus einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten besteht, wobei Mabillon zuerst seinen Fleiß und Forschungsgeist der literarischen Welt kund that. Dann gab er, auf Auftrag seiner Congregation, 1667 die Werke des heil. Bernhard heraus, worin er einige noch ungedruckte Stücke bekannt machte, den Text kritisch verbesserte, die unechten Stücke absonderte und so viel Kenntniß, Scharfsinn und Urtheilskraft zeigte, daß Kenner sogleich einen großen Gelehrten in ihm ahneten. Bald nachher bearbeitete er die Akten der Heiligen des Benedictinerordens, ein sehr wichtiges, kritisch bearbeitetes, bei dem Studium der Kirchengeschichte unentbehrliches Werk in 9 Folianten. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit

drang indeß zu dem alle Wissenschaften befördernden Colbert; dieser bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; aber dieselbe ausschlagend, erbat der bescheidene Mabillon nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Colbert schätzte ihn jetzt um so höher. Den meisten Ruhm erwarb sich Mabillon durch seine Diplomatik (**de re diplomatica**, 2 Bücher 1681, Fol.), worin er zum Erstaunen viel leistete und für die kirchlichen Forschungen ein neues wichtiges Hülfsmittel lieferte. Diese Wissenschaft verdankt ihm ihren Glanz, und mit großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit stellte er sichere diplomatische Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Im Jahre 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um hier in Archiven und Bibliotheken Materialien zur Geschichte Frankreichs zu sammeln. Das Ergebniß seiner Reise hat er in seinem Tagebuche bekannt gemacht, wodurch mehrere merkwürdige Dokumente und Urkunden der Vergessenheit entrissen wurden. Unter dem rauschendsten Beifall kehrte er zurück und 1683 schickte der König ihn nach Italien, wo dem bewunderten Gelehrten alle Archive und Bibliotheken geöffnet wurden; was er Wichtiges sammelte, übergab er im **Museum Italicum** der Publicität. In Rom waren vorzüglich die Catacomben der Gegenstand seiner Untersuchungen. Mit 3000 Bdn. seltner Bücher und Manuscripte kehrte er nach Paris zurück, und bereicherte mit denselben die königl. Bibliothek. Indeß ward er durch seine Schriften in verschiedene Streitigkeiten verwickelt. Der Stifter und Abt von la Trappe, Dom Rancé, verbot in seinem Buche »von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes« alle eigentliche Beschäftigung mit den Wissenschaften; Mabillon schrieb dagegen sein merkwürdiges Buch »von den Mönchsstudien« (Paris 1691), worin er mit einer einfachen aber kräftigen Beredtsamkeit den Mönchen eifriges und gründliches Studium der Bibel empfiehlt und sie zu grammatischen, philolo-

gischen und rhetorischen Kenntnissen anweist. Die Widersprüche, welche einige Jesuiten in seiner Diplomatik fanden, widerlegte er durch die Supplementa zu jenem Werke. Er starb zu Paris 1707, als Mensch den Ruf eines friedfertigen und bescheidenen Mannes hinterlassend.

Mably (Gabriel Bonnet de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, geb. 1709 zu Grenoble. Seine ersten Studien machte er unter Leitung der Jesuiten zu Lyon und betrat darauf die geistliche Laufbahn, die ihm, da der Kardinal de Tencin sein Verwandter war, zu glänzenden Belohnungen zu führen versprach. Der junge Abbé ward indessen bald seiner Lage überdrüssig, die seinen emporstrebenden Geist fesselte, und zog die Beschäftigung mit den Wissenschaften allen verführerischen Versprechungen des Glücks vor. Auch blieb er diesem einmal gefaßten Vorsatz getreu und begnügte sich seine ganze Lebenszeit hindurch mit sehr mäßigen Einkünften, die er nicht einmal durch seine schriftstellerischen Arbeiten vorzüglich zu vermehren bemüht war. Der Hof entschädigte ihn einigermaßen dafür durch Ertheilung einer Pension von 2800 Livres, um die sich einer seiner Freunde ohne sein Wissen für ihn beworben hatte. Sein Leben ist übrigens an bedeutenden Ereignissen nicht reich; nur das weiß man, daß man ihm zuweilen die Instruction und Depeschen der Gesandten mittheilte, so wie auch, daß er 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris unterhandelte und den Traktat ausarbeitete, den Voltaire dem Könige Friedrich II. überbrachte. Dieser Monarch, welchem dies nicht unbekannt war, schätzte seit der Zeit den Abbé Mably sehr. Er starb den 23. April 1785. Seine vorzüglichsten Schriften, historisch-politischen Inhalts, sind: 1) Parallèle des Romains et des Français, die der Verfasser, ungeachtet des glänzenden Beifalls, den sie schon bei ihrem ersten Erscheinen fand, später gänzlich umarbeitete; 2) Droit

public de l'Europe, wodurch Mably sich einen Rang unter den ersten Publicisten Europa's erwarb; 3) Observations sur les Grecs, worin er vorzüglich die Ursachen des Glückes u. des Falles von Griechenland historisch untersuchte; 4) Observations sur les Romains; 5) Principes des négociations, eigentlich eine Einleitung zu seinem Droit public de l'Europe; 6) Entretiens de Phocion, worin er diesen sich mit seinen Freunden über die Uebel unterhalten läßt, unter denen sein Vaterland litt, und welche die Mittel aufsuchen, denselben abzuhelfen; 7) Observations sur l'histoire de France; 8) Entretiens sur l'histoire; 9) De la manière d'écrire l'histoire. Mably gehört unstreitig unter die achtungswerthesten neuern französischen Schriftsteller. Seine Schreibart ist lichtvoll und correct, nur zuweilen frostig. Vor dem ersten Theile seiner sämmtlichen Werke, die 1794 — 95 zu Paris in 25 Octavbänden herausgekommen sind, steht eine lesenswürdige Lobrede auf ihn vom Abbé Brizard.

Mabuse (Jean von), geb. zu Maubeuge 1499, ausgezeichneter Maler der flandrischen Schule und vertrauter Freund von Lucas von Leyden. Seine Arbeiten sind ungemein reinlich und fleißig ausgeführt; vorzüglich war seine Manier in Darstellung nackter Körper. Er arbeitete Vieles für den König von England, jedoch, ungeachtet er königlich bezahlt ward, brachte er bei seinem überwiegenden Hang zum Trunk nie etwas vor sich. Als er dem Kaiser Karl V. vorgestellt wurde, beschenkte dieser ihn zu diesem Behuf mit einem kostbaren Kleid von Brocat; allein M. verkaufte das Kleid an einen Weinschenken und ließ sich ein anderes von weißem Papier verfertigen, welches er so natürlich mit Blumen bemalte, daß Alle dadurch getäuscht wurden und selbst der Kaiser sich erst durch genaue Betrachtung in der Nähe von der Wahrheit überzeugen konnte; st. 1561.

Mac, s. M'.

Macaber (danses macabres) nannte man in England u
Frankreich die kirchlichen Maskeraden, die vielleicht zu den sogenan
ten Todtentänzen Veranlassung gegeben haben, und letztere selbst (
Todtentanz).

Macao, portugiesische Niederlassung in der chinesischen Pr
vinz Quangtong, unter chinesischer Oberherrschaft. Die Portugiese
entrichten einen jährl. Tribut von 100,000 Dukaten. Sie begrei
die Südspitze der Halbinsel Gaumin im Meerbusen von Canton,
QM. groß, auf welcher 34,000 Menschen, darunter 30,000 Chin
sen, leben. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Me
res reichende Mauer trennt dieses Territorium von dem übrigen Chin
Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs und eines kathol. Bi
schofs, hat eine Citadelle, einen sichern Hafen mit einer sehr mühsa
men Einfahrt, eine portug. Besatzung von 400 Mann, größtentheil
Neger und Mulatten, und 12,000 Einw. Ehemals war der Han
del von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährlich 30 groß
Schiffe aus Lissabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-In
seln rc. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen und dage
gen Thee eintauschen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet ma
die Grotte des Camoens, in welcher dieser seine »Lusiade« gedichtet ha
ben soll.

Macartney (Georg Earl of), geb. 1737 zu Lissanoure be
Belfast in Irland; studirte zu Dublin, machte hierauf Reisen durc
mehrere Länder Europa's, ward durch die Lords Holland und Sand
wich in das Parlament gebracht und hierauf 1765 als außerordent
licher Botschafter nach Petersburg gesandt. Zurückgekehrt folgte e
dem Lord Townsend, damals Vicekönig von Irland, als Secretai
dahin. Später wurde er Gouverneur von Granada und Tabago un
fiel hier, als die Franzosen 1779 die Insel eroberten, in deren Ge

fangenschaft. Ein Jahr später wurde er Gouverneur von Madras; die Ernennung zum General-Gouverneur von Bengalen lehnte er ab. 1792 kam er nach England zurück, wo ihn der König zum Viscount ernannte und ihm eine Gesandtschaft nach China übertrug, nach deren erfolgloser Beendigung er 1794 zum Earl ernannt ward. 1795 erhielt er den Gesandtschaftsposten bei Ludwig XVIII. in Verona; 1799 wurde er Gouverneur vom Cap. Seine Gesandtschaftsreise nach China veranlaßte die Herausgabe mehrerer Werke, unter denen der, vom Gesandtschaftssecretair Staunton begonnene, 1792 in 2 Bänden in 4. mit einem Atlas in London erschienene und nach Stauntons Tode von Barrow fortgesetzte (London 1804) authentische Bericht, als größtentheils aus M.s Papieren gezogen, das Bedeutendste ist. Auch von Aeneas Anderson, der dem Gesandten gefolgt war, erschien 1796 in London ein Bericht dieser Reise, so wie 1798 ein anderer ebend. von Samuel Holmes und 1797 in Berlin noch ein anderer deutscher von Hüttner.

Macbeth, schottischer Feldherr, der unter seinem Vetter, König Donald VII., 1040 die Dänen besiegte, Donald ermordete, sich des Throns bemächtigte, allein vom Than von Fife, Macduff, und Donalds Sohn, Malcolm, 1057 gestürzt wurde. Shakespeare benutzte diesen Stoff mit vorzüglichem Glück zu dem Trauerspiel M., welches Schiller u. And. ins Deutsche übertrugen.

Maccaroni, Macheroni, eine besondere Art italienischer Nudeln, welche aus dem feinsten türkischen Weizenmehle, aus Käse und andern Mischtheilen, mit Wasser durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig, doch giebt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise der Italiener, und auch unter den niedern Volksklassen, freilich aber von geringerer Güte, sehr gewöhnlich. Die besten kom-

men aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. Auch fabricirt man sie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müssen, damit sie nicht dumpfig werden, an trockenen Orten aufbewahrt werden.

Maccaronische (Maccheronische) Gedichte, eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind. Ihr Urheber war Teofilo Folengi, unter dem Namen Merlino Coccajo, ein gelehrter u. witziger Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, ein Zeitgenosse und Freund des Sannazar. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er sich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war sein Beschützer, daher er öfters dessen Lob singt. Den Rest seiner Tage brachte er in einem Kloster bei Bassano zu, wo er 1544 starb. Man hat von ihm verschiedene ital. und lat. ernsthafte und religiöse Gedichte, die nicht ganz ohne Werth sind. Unter den ital. Dichtern wird er für den Schöpfer der komischen Epopöe gehalten. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er »Maccaronea,« weil er, sowie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, in seinem Gedichte Lateinisch und Italienisch vermischte. Von diesem Gedichte ist eine Ausgabe von 1521 vorhanden. Heinsius (»Teut,« 4. Thl., S. 171) erwähnt ein deutsch-maccaronisches Gedicht: »Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia« (Anno 1593, 4.), wovon er auch den Eingang mittheilt. Eine neue Ausgabe dieses Werkchens erschien 1822 zu Hamm; eine Uebersetzung 1827 zu Leipzig. Französisch-maccaronische Verse finden wir in dem zu Molière's »Malade imaginaire« gehörenden dritten Zwischenspiele. Diese possenhafte

Dichtungsart, wozu wahrscheinlich das schlechte Mönchslatein des Mittelalters Veranlassung gab, hat nicht viele Nachahmer gefunden.

Mac-Carthy Reagh (Graf), aus Schottland gebürtig, aber seit beinahe 40 Jahren in Toulouse lebend, war einer der größten Bibliomanen unserer Zeit. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus (602 Werke in 826 Bdn.).

Macchiavelli (Niccolò di Bernardo dei), geb. 1469 zu Florenz, aus edlem Geschlechte; beschäftigte sich früh mit dem Studium der Geschichte und Politik und bahnte sich durch seine ausgezeichneten Talente den Weg zur Stelle eines Staatssecretairs in der florentinischen Republik. Er wurde mehrmals zu Gesandtschaften an den französischen (hier 4 Mal), den kaiserlichen und den päpstlichen Hof gebraucht, ohne daß ihm für seine Dienste eine würdige Belohnung ward. Gegen das Mediceische Haus nicht freundlich gesinnt, wurde er 1512, auf Betrieb des Dictators Lorenzo Medicis, seines Amtes entsetzt und der Theilnahme an der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni Medicis halber verhaftet, der Tortur unterworfen und verbannt. Zwar wurde er, als Giovanni Medicis den päpstlichen Stuhl bestieg, wieder in sein Vaterland zurückberufen und selbst Rathgeber des Cardinals Julius Medicis. Allein da bald eine neue Verschwörung ausbrach, an der mehrere vornehme Jünglinge, welche mit M. Umgang hatten, Theil nahmen, so war er genöthigt, abermals von dem öffentlichen Leben abzutreten, u. wenn auch der indeß Papst gewordene Cardinal Julius Medicis ihn wieder zurückrief, so konnte er doch bei der Hinneigung zu den Mediceern, die er in der letzten Zeit an den Tag gelegt hatte, die Gunst der Florentiner nicht wieder gewinnen; starb zu Florenz 1527. In ihm verbanden sich Patriotismus und seltene Gewandtheit in Staats-

geschäften mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit, feinem Beobachtungsgeiste und viel umfassender Welt- und Menschenkenntniß. Durch Kraft und Wärme des Ausdrucks, durch seinen correcten und blühenden Styl hat er sich unter den Prosaisten seiner Nation keine unbedeutende Stelle erworben. Sein Werk von der Kriegskunst (»**Arte del la guerra**,« Agosto 1521 und oft lat., Straßb. 1610) wurde von großen Feldherren, selbst von Friedrich II., fleißig benutzt. Durch höchst geistreiche politische Beobachtungen und durch den ausdrucksvollen Styl, der allen seinen Werken eigen ist, empfiehlt sich seine florentinische Geschichte (»**dell' storie fiorentine**,« Flor. 1532, 4. u. oft, lat. Leyden 1645 u. m.; deutsch von Otto, in 2 Bdn., Leipzig 1788, 4. und von W. Neumann, 2 Bde., Berl. 1809) von 1215 bis 1492. Für eins der gefährlichsten Bücher, das je in der Welt geschrieben worden, erklärte Friedrich II. in seinem Antimachiavell, das paradoxe politische Werk, welches M. unter dem Titel: »**il Principe**« (Rom 1532, 4. und sehr oft, lat. Leyden 1643, 12. u. m., auch engl. u. franz., deutsch Frankf. u. Leipzig 1745, Hannover 1756 u. 62, von F. N. Baur, Arnst. u. Rudolst. 1804) herausgegeben hatte. Man bezeichnet seitdem eine Staatskunst, die sich an keine Gesetze der Moral gebunden glaubt, mit dem Namen Machiavellismus. Aber in neuerer Zeit hat M. Vertheidiger gefunden, die aus seinem Charakter, aus seinen übrigen Schriften, aus den Umständen seines Zeitalters und überhaupt aus dem Geiste seiner Schriften und Handlungen eine bessere Absicht des **Principe** sehr wahrscheinlich gemacht haben. Zu diesen Vertheidigern gehörte besonders Herder, der in jener Schrift ein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten damaliger Zeit erblickte, in ihrem Geschmacke und nach ihren Grundsätzen, zu dem Zwecke geschrieben, Italien von den Einwirkungen der Ausländer zu befreien. M. ist auch Verfasser ei-

niger Gedichte und zweier Lustspiele („Clitia und Mandragola“). Von seinen Werken hat man eine Menge Ausgaben, erste: o. O. 1550, 4.; vollständigste: in 8 Bdn., Florenz 1813, franz. übersetzt in 6 Bdn., Par. 1799, n. Ausg. in 12 Bdn., ebend. 1821; auch engl. und holländ. übersetzt.

Macdonald (Etienne Jacques Joseph Alexander), Herzog von Tarent u. Pair von Frankreich, geb. 1765 zu Sancerre, stammt von einer schottischen Familie, trat 1784 in französ. Kriegsdienste, umfaßte die Grundsätze der Revolution, ward 1793 Brigadegeneral und zeichnete sich in dem Feldzuge in Holland und den Niederlanden aus, focht 1796 als Divisionsgeneral am Rhein u. unter Bonaparte in Italien. Er ward hierauf Gouverneur in Rom, republikanisirte den Kirchenstaat, mußte aber vor Mack weichen, kehrte jedoch bald zurück. 1799 erhielt er den Oberbefehl von Neapel, focht gegen Ruffo, mußte aber später Unteritalien verlassen, um Suwarow und Melas entgegenzugehen, ward an dem Trentino geschlagen, verwundet und in das Toscanische geworfen, von wo er über die Apenninen und längs der genuesischen Küste Moreau's Armee erreichte. Am 18. Brümaire wirkte er für Napoleon und hob den Jacobinerclubb zu Versailles auf, ward Gesandter in Dänemark, doch blieb er bis 1809 ohne Commando, weil man ihn in den Verdacht hatte, an Moreau zu hängen. 1809 commandirte er erst unter dem Vicekönig, dann unter Napoleon, entschied bei Wagram und ward deshalb Marschall und Herzog von Tarent. 1810 lös'te er Augereau in Catalonien ab und behauptete hier und 1812 in Rußland seinen Ruhm. Er stand hier mit einem franz. Armeecorps und den Preußen unter York gegen Riga, die Capitulation des letztern auf dem Rückzuge setzte ihn in Verlegenheit, doch zog er sich glücklich nach Königsberg zurück. 1813 nahm er Merseburg, focht dann mit seinem Corps bei Lützen, Bautzen,

ward an der Katzbach geschlagen, befehligte bei Leipzig das 11. Armeecorps, focht dann bei Hanau und in dem Feldzuge 1814 in Frankreich. Nach mehreren Conferenzen 1814 mit dem Kaiser Alexander bewog besonders M. Napoleon, dem Throne zu entsagen. Während der hundert Tage folgte er dem Könige nach Gent. Bei der zweiten Restauration bekam er den mißlichen Auftrag, die Loirearmee aufzulösen. In der Pairskammer zeichnet er sich durch Rechtlichkeit und liberale Gesinnungen aus.

Macedonien, der nördliche Theil der von den Griechen bewohnten Halbinsel in Europa, der lange Zeit als ein Theil von Thracien betrachtet wurde, ward von mehreren kleinen Völkerschaften vom illyrischen oder päonischen Stamme bewohnt, von deren eigenthümlichen Sprache noch Reste in der walachischen und arnautischen übrig sind. Um 724 v. Chr. ließen sich drei griechische Fürsten von Argos, Abkömmlinge von Herkules durch den Temenus, in Niedermacedonien mit griechischen Colonisten nieder, und stifteten einen griechischen Staat, deren erster König Perdiccas war, der sich von den benachbarten griechischen Monarchien darin unterschied, daß er nie einer andern Regierungsform hat weichen müssen und aus welchem in der Folge das welterschütternde Macedonien hervorging. Früh bildete sich in diesem Reiche ein Adel, der im Kriege und Frieden mit den Königen bei allem an der Spitze stand, und mit ihnen gemeinschaftliche Regierung und Gefahren theilte. Jahrhunderte hindurch hatten die Könige jener Gegend mit den wilden und kriegerischen Horden zu kämpfen, wovon sie umgeben waren, und blieben dadurch den griechischen Angelegenheiten fremd; ob sich gleich in ihrem Volke ein kriegerischer Sinn und treffliche Kriegseinrichtungen, namentlich die lange Zeit unüberwindliche Phalanx ausbildeten, welche einst den Griechen, welche die Macedonier als Barbaren verachteten, nur allzu furchtbar werden sollte.

so schwach waren indessen noch die macedonischen Könige zur Zeit der Perserkriege, daß Darius auf seinem Zuge gegen die Scythen sie zinsbar machte und sie auch bei der großen Unternehmung des Xerres diesem als Unterthanen folgen mußten. Von der Zeit an wurden sie den Griechen bekannter. Die Athener legten mehrere Pflanzstädte an der Küste an. Macedonier nahmen schon Theil an dem peloponnesischen Kriege gegen Athen. Macedonien, welches in verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Ausdehnung hatte, umfaßte unter Philipp und Alexander (s. d. A.) mehrere Gegenden, welche ehemals zu Thracien gehörten, so wie westlich einen Theil des den Griechen beinahe ganz unbekannten, von rohen Stämmen bevölkerten Illyriens. Seine Grenzen waren also südlich Epirus, Thessalien und das ägäische Meer, östlich Thracien, so daß der Fluß Nestos die Grenze machte; nördlich und westlich waren die Grenzen sehr unbestimmt; das unbekannte Mösien und Dardanien wurde durch das Gebirge Orbelos von Macedonien geschieden, und der See Lychnites wurde als die Grenze von Illyrien betrachtet. An der thessalischen Grenze lag der Olymp und die kambunischen Gebirge; an der thracischen der Pangäus, welcher reiche Goldbergwerke enthielt; das Gebirge des Athos bildet im südlichen Theile Macedoniens drei weit in das Meer sich erstreckende Halbinseln und Vorgebirge, wovon das östliche der eigentliche Athos ist. Auch das Innere des Landes war gebirgig und waldig. Die Hauptflüsse sind: der Arios, jetzt Wardari, welcher von Norden nach Süden das Land beinahe in 2 gleiche Theile theilt; der Strymon, lange Zeit Grenzfluß gegen Thracien; der Nessos oder Nessus, jetzt Mesto, machte in späterer Zeit die thracische Grenze. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östlichen am Strymon und Nessus, Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonica; den südlichen über Thessalonien, Hauptstadt Pella; und den

nördlichen, Hauptstadt Pelagonia. Illyrien trennten sie davon. Das jetzige Makdonia gehört (bei den Türken Filiba Vilajeti) zur europ. Türkei und ist eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Provinzen, deren Hauptprodukte in Wein, Baumwolle und Tabak bestehen. Das Innere dieser Provinz, meist von Griechen bewohnt, ist von Europäern wenig besucht und daher noch sehr wenig bekannt. Die Hauptstadt ist Saloniki, das alte Thessalonich.

Mäcenas, 1) (C. Cilnius), aus vornehmem hetruriſchen Geſchlecht, römiſcher Ritter, des Kaiſers Auguſtus Vertrauter, ohne ein Amt oder die Senatorwürde zu bekleiden; fand ſeinen vorzüglichſten Lebensgenuß im Umgange mit Gelehrten, Künſtlern, witzigen Köpfen und guter Geſellſchaft, weshalb er Virgilius und Horatius ſehr begünſtigte, mit welchem Letztern er in einem Jahre (8 v. Chr.) ſt. M. dichtete auch; doch ſcheint er auf ſeine Gedichte, welche erſt Spätere wegen ihres ſüßlichen und gezierten Ausdrucks tadelnd anführen, ſelbſt nicht viel Werth gelegt zu haben, da weder Virgil noch Horaz ſeiner in dieſer Hinſicht erwähnen. M.s Charakter ſchildert ſehr glücklich Wieland zu Horaz Briefen I. 1, und Satyren I. S. 213. Daher 2) ſo v. w. Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften.

Maceration, chemiſch, die Auflöſung zweier oder mehrerer gemiſchter Subſtanzen durch Flüſſigkeiten im Kalten.

Machaon, ſ. Äſkulap.

Mächtig, in der bergmänniſchen Sprache breit, wenn von Gängen die Rede iſt; bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derſelben; doch heißen nur ſolche, die über 12 Zoll hoch ſind, mächtige Flötze.

Macisbohnen ſind Bohnen von einem oſtindiſchen Staudengewächſe, welche die Muskatennüſſe öfters erſetzen müſſen: ſie

sind platt und dunkelbraun, von starkem Geruche, zwar hart, aber doch so, daß sie sich schneiden lassen.

Mack (Karl, Freih. v.), geb. zu Neußlingen in Franken 1752, ein durch seine ganz besonderen Kriegsunfälle merkwürdiger österreich. Feldherr. Anfangs als Fourier durch seine Talente empfohlen, erwarb er sich im türkischen Kriege Laudons, und durch diesen Kaiser Josephs II. Beifall, der ihn auch zum Chef des Generalstabes ernannte. Im J. 1793 wurde er vom Prinz Koburg zur Armee in die Niederlande berufen, wo er verschiedene glückliche Pläne und besonders auch nachher den zum Feldzuge v. 1794 entwarf, welcher auf zweckmäßige Ueberschwemmungen und rasche offensive Operationen berechnet war, aber — aus gewissen Privatabsichten bei Seite gesetzt wurde. In der Folge wieder zur Rheinarmee berufen, stieg er nach und nach bis zum Feldmarschall-Lieutenant. Im Jahre 1798 mußte er das Commando über die ganze italien. Armee gegen die Franzosen übernehmen. Sein hier entworfener Plan zum neuen Feldzuge war, nach Kenner-Urtheilen, meisterhaft; er siegte anfangs, nahm Rom ein, das er aber bald wieder, wegen Feigheit seiner Truppen, verlassen mußte. In feste Stellung gesetzt, schloß er zwar den Waffenstillstand 1799 (10. Jan.) ab; allein bei der nun zu Neapel ausgebrochenen Verschwörung der Lazzaroni sah sich Mack genöthigt, sich selbst nebst seinem Stabe dem feindlichen General Championnet zu überliefern. Kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt, entwich er 1800 aus Paris, und erhielt dann 1804 aufs neue das Commando über die österreich. Truppen, zu deren neuer Organisirung er auch einen Plan entwarf. Endlich bei abermals ausgebrochenem österreich.-franzöſ. Kriege 1805 wurde Mack, nachdem die Oesterreicher den 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen worden, in der Festung Ulm eingeschlossen und darauf zu einer Capitulation, nach welcher die 20,000

Mann starke Besatzung vor Napoleon das Gewehr strecken und sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte, Mack aber mit seiner Generalität auf Ehrenwort entlassen wurde, genöthigt, die ihm als eine der schimpflichsten zur Last gelegt worden ist. Als Staatsgefangener nach Brünn und vors Kriegsgericht gebracht, wurde er endlich 1307 zwar zum Tode verurtheilt, dies aber auf Cassation und zweijährigen Festungsarrest gemildert und er im Aug. 1808 freigelassen. Seitdem lebte er zu St. Pölten, kam auch wieder zu Gnaden und starb 1828.

Mackintosh (Sir James), Baronet, Mitglied des britischen Parlaments, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, zugleich juristischer und politischer Schriftsteller, geb. 1765 im Kirchspiele Dores in der Landschaft Inverneß in Schottland. 1821 erschien seine schätzbare »Uebersicht der Geschichte von Schottland.«

Macpherson (James), Esq., geb. 1733 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß, stammte aus einer alten nordschottischen Familie, widmete sich der Theologie, wurde Hauslehrer und bereis'te dann, durch eine Subscription unterstützt, die schottischen Hochlande, um die alten Volksgesänge zu sammeln. 1764 nahm ihn der Gouverneur Johnson nach Pensacola in Florida als Secretair mit, von wo aus er Westindien und einige nordamerikanische Provinzen besuchte. Nach seiner Rückkehr (1771) gab er seine wohlgeschriebene und gehaltvolle »**Introduction to the history of Great Britain and Ireland**« heraus. Der Beifall, den sein Ossian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Uebersetzung des Homer (1773). Seitdem beschäftigte er sich mit historischen und politischen Gegenständen. 1775 erschien seine »**History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover**« in 2 Bdn. 4.; ein Werk, in dem zwar eine gewisse Vorliebe für die Stuarts durchblickt, das aber Vieles, was bisher unbe-

kannt oder ungewiß war, ins Licht setzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beschäftigte, verfaßte er im Sinne der Regierung einige Flugschriften, die durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung erhielt er den einträglichen Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 für den Flecken Camelford ins Unterhaus, ward auch 1785 u. 1790 wieder gewählt. Da aber seine Gesundheit abnahm, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landsitze zu Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, starb. Von dem durch seine Arbeiten erworbenen, ansehnlichen Vermögen bestimmte er 1000 Pfund, um das ganze, von ihm übersetzte Original des Ossian im Druck herauszugeben, und 300 zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Bellevue. Spätere Nachforschungen haben M.'s Charakter gegen den Vorwurf der Täuschung gerechtfertigt; doch sind noch nicht alle Zweifel in Ansehung der Ossianschen Gedichte dadurch gehoben worden.

Madagaskar, Madekasse, größte afrikanische Insel im indischen Ocean, von Südafrika durch den Kanal von Mozambique getrennt; 340 bis 360 Meilen lang, an 70 Meilen breit und 10,500 QM. groß, mit etwa 4½ Millionen E., aus den Volksstämmen der Neger, Malaien und Araber, letztere an den Küsten. Die Insel enthält eine von Süden nach Norden laufende hohe Bergkette, in welcher einzelne Berge die Höhe bis zu 10,800 Fuß erreichen. Die Flüsse: Mandrerei, Manriatee, Mangerow, Manangari u. a. Von den Landseen ist der Antsianare der größte. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar an Getreide, Reis, edlen Früchten, Yams, Bananas, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Tabak, Gewürzen, Palmenarten, Bambusrohr u. a. Auch findet man hier Salz, Bernstern, die meisten Metalle und Edelsteine, letztere von vorzüglicher

Güte. Die Insel ist in verschiedene von einander unabhängige Staaten getheilt, welche wieder aus einzelnen Volksstämmen in Dörfern bestehen. Von den Reichen ist der König in Tannarive der mächtigste. — Auf der Nordostküste haben die Briten Niederlassungen.

Madame, ohne Zusatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schwester, oder des Königs Mutter Schwester, oder die fille de France (d. i. Tochter des Königs, oder des bei seinen Lebzeiten verstorbenen Dauphins) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter der franz. Könige. — Mademoiselle, ohne Zusatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern, oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. 1734 wurde verordnet, daß er nur der ersten Prinzessin von Geblüte gegeben werden sollte.

Madera, Madeira, 1) schiffbarer Strom in Südamerika, entsteht durch die Vereinigung des Mamore, der auf den Anden von Charkas entspringt, und des Guapure in Brasilien, und ergießt sich in den Maranhon. 2) portugiesische Insel im atlantischen Meere, auf der Westseite von Afrika; 18½ QM. groß, mit 102,000 Einw. Die Insel ist sehr bergig, mit vielen ausgebrannten Vulkanen, von denen der Pic Ruivo 5068 Fuß hoch ist, aber fruchtbar und äußerst angenehm. Der Boden erzeugt europäische und afrikanische Gewächse, Oliven, die schönsten Südfrüchte, Zuckerrohr und vorzüglich vielen Wein. Die Insel ist in die beiden Capitanias, Funchal und Manchico, getheilt. Die Hauptstadt ist Funchal.

Madison (James), geb. in Virginien um 1758; erst Advocat, bekam kaum 22 Jahre alt öffentliche Aemter, zeichnete sich als Mitglied des Congresses durch eine leichte, fließende Sprache aus, benahm sich sehr gut als Staatssecretair während der Präsidentschaft

Jeffersons, ward im März 1809 an Jeffersons Stelle Präsident, stand diesem Posten mit Geschick vor und erklärte 1812 England den Krieg (s. Nord-Amerikanische Freistaaten [Geschichte]). M. wurde 1813 wieder in der Präsidentenwürde bestätigt und knüpfte, durch den 1814 erfolgten Sturz des Kaisers Napoleon im Kampf mit England allein stehend, mit dieser Macht am 8. Aug. 1814 zu Gent Friedensunterhandlungen an. Da England indessen zu unbillige Bedingungen machte, begannen die Feindseligkeiten wieder. M. befand sich bei den wenigen Truppen, welche das von den Engländern in Brand gesteckte Washington vertheidigten, und sein Betragen war seines Patriotismus und seines Muthes würdig. Dennoch wurde er von einer, den Engländern ergebenen Partei verläumdet; denn man zog seinen persönlichen Muth in Zweifel und gab ihm Schuld, er hätte eher daran gedacht, seine Reichthümer als die Nationalarchive in Sicherheit zu bringen, weshalb er im Begriffe stand, eine gerichtliche Untersuchung seines Betragens zu fordern. Indeß blieb er Präsident bis zu Ende des Jahres 1817, wo der Friede zwischen den vereinigten Staaten und England unterzeichnet ward.

Madonna. Mit diesem ital. Worte (gleichbedeutend mit dem franz. Madame) wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w. (Vgl. Maria.)

Madras, Maderaspatan, 1) britische Präsidentschaft auf der ostindischen Halbinsel diesseits des Ganges, vom Cap Comorin bis Balasore; 7251½ QM. groß, mit 15 Millionen E.; hat einen von dem Generalgouverneur von Bengalen abhängigen Präsidenten, mit einem Rathe aus 4 Mitgliedern. Zu ihr gehören die Provinzen Karnatik, Coimbatur, Salem, Mysore, Malabar, Canara, Balaghaut und die nördlichen Circars. 2) Hauptstadt der

Präsidentschaft und eines gleichnamigen Distrikts in der Provinz Carnatik, am Pallier und am bengalischen Meerbusen, besteht aus 3 Theilen: dem Fort St. George, einer starken Festung, der Stadt der Weißen, oder der neuen Stadt, und der schwarzen Stadt um das Fort. Darin 817,000 E., Kattun- und Zitzmanufakturen, Glas- und viele andere Fabriken, Salzsiedereien ꝛc. Handel und Schifffahrt, doch ohne Hafen und sichere Rhede.

Madrid, 1) Provinz im spanischen Königreiche Neucastilien, besteht aus zwei durch die Provinz Toledo getrennten Stücken, zwischen Guadalaxara, Toledo und Cuenca, und bildet eine 1700 Fuß über dem Meere hohe, vom Gebirge Guadarrama begrenzte Hochebene; 77 QM. groß, mit 299,500 Ein. Darin der Tajo mit den Nebenflüssen Alberche, Guadarrama, Karama, den 2 Kanälen von Guadarrama und Manzanaras. 2) Haupt- und Residenzstadt des Königreichs und der Provinz, am Manzanares; königl. Residenzschloß, eins der größten und prachtvollsten Gebäude in Europa, Palast Buen Retiro auf der Ostseite der Stadt, 7398 H. 114,000 E. Königl. Spiegelfabrik zu S. Ildefonso, Tapeten-, Porzellan-, Papier-, Kanten-, Tabaks-, Gold- und Silberwaarenfabriken, Seiden- und Bandwebereien, Handel, 13 Akademien, darunter eine der spanischen Sprache und eine der schönen Künste, ökonomische Gesellschaft, königl. Bibliothek, Gemäldesammlungen, Naturalienkabinet, Sternwarte, botanischer Garten ꝛc.

Madrigal, (ital. madrigale), ein kurzes, meistens aus ungleichen Versen bestehendes Gedicht, das einen zärtlichen, artigen Einfall zum Grunde hat. Es wurde zuerst von den Provençalen (die es in ihrer weichen Mundart Madrial nannten) gebraucht und auch in Musik gesetzt. Man hat auch nachher den Madrigalgesang

auf Instrumente übergetragen; daher giebt es im 16. und 17. Jahrhundert Madrigale für die Orgel ꝛc.

Maffei, 1) Giovanni Pietro) geb. zu Bergamo 1536; studirte zu Rom, lehrte dann in Genua Beredsamkeit, wo er auch Secretair der Republik wurde; ging hierauf nach Rom, ward Jesuit und Professor der Beredtsamkeit, ward 1570 vom Cardinal Heinrich von Portugal nach Lissabon berufen, eine allgemeine Geschichte Indiens zu schreiben, verließ Portugal 1581, hielt sich abwechselnd in Rom und Siena auf und st. 1603 zu Tivoli; schreib: Historiarum indicarum, libri XVI, Florenz 1588, bessere Ausgabe Cöln 1593; De vita et moribus St. Ignatii, Venedig 1585. 2) (Francesco Scipio, Marchese), geb. 1675 zu Verona; studirte im Jesuitercollegium zu Parma, ging 1698 nach Rom, wo er wegen seines Dichtertalents Mitglied der arkadischen Akademie und bald darauf der florentischen della Crusca wurde, diente später unter seinem Bruder, der bairischer General war, als Freiwilliger während des spanischen Erbfolgekrieges in Italien und Deutschland, ging dann nach Rom zurück, von da nach Verona, wo er Mitherausgeber einer kritischen literarischen Zeitschrift ward; 1725 stiftete er zu Verona eine gelehrte Gesellschaft zur Beförderung des Studiums der griechischen Sprache. Durch Auffindung wichtiger Handschriften in der Dombibliothek zu Verona, erwarb er sich auch als Diplomatiker Ruhm. 1732 begab er sich nach Frankreich, wo er 4 Jahre lang allgemein geachtet dem Wissenschaften lebte, besuchte dann England, Holland und Deutschland und kehrte nach Verona zurück, wo er 1755 st. Unter seinen vielen Schriften sind bemerkenswerth: Della scienza chiamata cavalleresca, Rom 1710; Teatro italiano, 3 Bde., Verona 1723; Merope, Trauerspiel, Modena 1713; Rime e prose, Venedig 1719; Istoria diplomatica, Mantua 1727; Degli anfiteatri e

singolarmente del Veronese, Verona 1728; Museum veronense, ebend. 1749; Verona illustrata, 2 Bde., ebend. 1732; Gesammtausgabe seiner Werke, 21 Bde., ebend. 1790.

Mafra, Flecken in der portugiesischen Prov. Estremadura, am Meere; 200 H. 1000 Einw., großes Augustinerkloster und königl. Schloß, Kirche von Marmor.

Magdalena, oder Maria von Magdala, einer Stadt in Galiläa, eine Schwester des Lazarus und der Martha, welches aber von vielen, besonders protestantischen Theologen, bestritten wird, indem sie die Sünderin Luc. 7. und Maria als zwei Personen betrachten. Ihre Legende ist in Kurzem diese: Sie habe sich von ihren beiden Geschwistern, die fromm mit einander lebten, entfernt; ein leicht bewegliches Gefühl, herrschende Neigungen zum sinnlichen Vergnügen und die das Herz so leicht bethörende Eitelkeit machte, daß sie zu einer in der Stadt verschrienen Sünderin herabsank. Aber als Jesus, den die beiden Geschwister inständigst um die Bekehrung ihrer verirrten, tief gefallenen Schwester baten, seine Bergpredigt hielt, da ergriff sein Wort: »Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen,« begleitet von einem seelendurchdringenden Blick auf die Sünderin, ihr trotz der Verirrungen noch edles Herz, und lenkte es allmählig wieder dem Himmel zu. Im Hause des Pharisäers Simon salbte sie und benetzte mit Reuethränen dem Heiland die Füße; der ihr huldvoll die Vergebung ihrer Sünden versicherte. Von jetzt an war Maria die beständige Begleiterin Jesu, der nun sogar Hausfreund der drei frommen Geschwister wurde. Er erfreute sie mit einem Besuche, wobei Martha sich sehr emsig zeigte, Maria den bessern Theil erwählte. Sie weinte unter seinem Kreuze, war höchst sorgfältig für die würdige Bestattung ihres himmlischen Freundes, und Wonne erfüllte sie, als der Auferstandene im Garten ihr zuerst erschien. Später begab

sie sich, nach einer glaubwürdigen Sage, mit dem Apostel Johannes nach Ephesus, wo sie denn auch starb. s. »Magdalena, v. J. H. v. Wessenberg,« Constanz 1824. Seitdem die Kirche mit den Künsten sich verbunden hat, gehört das Sujet dieser tief gefallenen Sünderin und großen Büßerin zu den anziehendsten Bildern, den Frommen rührend, gefallenen Mädchen und Frauen aber ungemein tröstlich. Der Orden der Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, anfangs nur gefallene Mädchen und Buhlerinnen aufnehmend, bestand schon im Anfange des 13. Jahrh., verbreitete sich in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien u. a. Länder, selbst bis in beide Indien erstreckten sich seine Zweige. Sie lebten nach der Regel des h. Augustinus, trugen nach den verschiedenen Congregationen graue, weiße oder schwarze Kleidung, nahmen in spätern Zeiten auch ehrbare Frauen und Jungfrauen auf. Nur daß sie in unserer Zeit anfingen, sich der Krankenpflege zu widmen, hat ihnen noch einige Klöster erhalten.

Magdeburg, 1) Regierungsbezirk in der preuß. Provinz Sachsen; 204¼ QM. groß mit 539,800 Einw.; grenzt an die Reg. Bez. Merseburg und Potsdam, an Hannover, Braunschweig und Anhalt. Darin die Elbe, Havel, Saale und der plauensche Kanal; auf der südlichen Grenze das Harzgebirge. Der Reg. Bez. ist in 15 Kreise getheilt: Osterburg, Salzwedel, Gardelegen, Stendal, der erste und zweite jerichowsche Kreis, Kalbe, Wanzleben, Magdeburg, Wolmirstädt, Neu-Haldensleben, Oschersleben, Quedlinburg-Aschersleben, Halberstadt, Wernigerode; den letzten Kreis bildet die gräflich Stolbergische Herrschaft Wernigerode. 2) Kreis darin, besteht aus der Stadt Magdeburg und ihren Umgebungen; 1 QM. groß, mit 47,800 Einw. 3) Hauptstadt des Reg. Bez. und Festung, an der Elbe; besteht aus der Altstadt, der alten und neuen Neustadt, den

neuen Vorstädten Friedrichsstadt und Sudenburg, der Citadelle auf einer Insel der Elbe und der Sternschanze; hat ohne die Neustadt und Sudenburg 2347 H. 44,050 Einw., mit denselben aber 3060 H. und 45,900 Einw. Dom, Gymnasium, Seminare, Kunst- und Bauschule, Brauereien, Branntweinbrennereien, Manufakturen in Leinen-, Baumwollen-, Seiden- und Wollenwaaren, Seifensiedereien, Wachsbleichen, Zuckersiedereien, Gold- und Silberwaaren-, Steingut-, Leder-, Tabaks-, Siegellack- und Cichorien-Fabriken. Handel, Schifffahrt auf der Elbe. Jährlich zwei Messen und ein Wollmarkt. 4) Neustadt Magdeburg, $\frac{1}{3}$ Meile nördlich von Magdeburg; 512 H. 3700 E. Ackerbau. 5) Sudenburg Magdeburg, auf der Südseite der Stadt Magdeburg; 105 H. 800 E. Feldbau.

Magellan, (Fernando de), eigentlich Magelhaens, Seefahrer, stammte von einer adeligen Familie Portugals ab, befehligte unter dem berühmten Albuquerque ein Schiff, machte sich sowohl durch seine Tapferkeit, als durch die genaue Kenntniß der ostindischen Küste einen Namen. In Portugal angekommen, glaubte er einer Belohnung des Königs Emanuel entgegen sehen zu kennen. Da er sich hierin getäuscht sah, ging er nach Spanien, bot Carl V. seine Dienste an und erhielt den Oberbefehl über eine Flotte von 5 Schiffen, die 1519 Spaniens Küsten verließ, um westwärts die Molukken aufzusuchen, von denen die Spanier glaubten, daß sie nach der Theilungsbulle von Papst Alexander VI. (1493) ihnen zugehörten. Mit großer Geistesgegenwart stillte Magellan einen Aufruhr auf seiner Flotte, überwinterte dann unter dem 52° S. Br. und entdeckte 1520 die nach ihm benannte Straße. Von hier erreichte er das stille Meer, entdeckte die Ladronen oder Mariannen- und Philippineninseln, die er im Namen der Krone Spanien in Besitz nahm, und wurde auf einer der letzten 1521 erschlagen. Von seiner Flotte kam

unter Sebastian del Cano nur ein Schiff mit 18 Mann zurück, welche 1522, nach einer Reise von 3 Jahren und 14 Tagen, im Hafen von St. Lucar landeten. Magellan war der erste Seefahrer, der die Reise um die Welt machte. 2) Johann Hyacinth von Magellan, des Vorigen Urenkel, geb. zu Lissabon 1723, trat in den Augustinerorden; doch Vorliebe für physikalische Kenntnisse und Reisen bewogen ihn 1764 nach England zu gehen, wo er die kathol. Religion verließ und da einige vornehme junge Leute auf Reisen begleitete. Am meisten leistete er in der Physik, übersetzte mehrere gelehrte Werke und wurde durch seine Methode, das Wasser mit fixer Luft zu schwängern und künstliche Mineralwasser zu verfertigen, auch in Deutschland bekannt. Er starb 1790 zu Islington bei London als Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst.

Magen ist derjenige sackförmig erweiterte Theil des Verdauungskanales, welcher zwischen der Speiseröhre und dem Zwölffingerdarm sich befindet. Den Ort, welchen er in der Unterleibshöhle zwischen dem Zwerchfelle, der Leber, der Milz und den andern dünnen und dicken Gedärmen einnimmt, bezeichnet man außen mit der Gegend der Herzgrube, doch ist seine Lage im leeren Zustande von der im gefüllten verschieden, da der volle Magen sich mehr nach oben und vor erhebt. Er besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten, aus der äußern, der Muskelhaut, der Gefäßhaut und der innern Haut, welche letztere eine Menge sammetartige hervorragende Gefäßenden hat, aus deren Mündungen der zur Verdauung nöthige Magensaft abgesondert wird. Dieser ist seiner Beschaffenheit nach in verschiedenen Thieren verschieden. Nach Kaminati ist er bei den wiederkäuenden alkalisch, bei andern Thieren mit freier Säure vermischt, doch wollen die Beobachtungen von Spallanzani und Marquart damit nicht übereinstimmen. Der Vereinigungspunkt der Speiseröhre mit dem Magen in

der linken Seite heißt Magenmund, Cardia, die zweite Oeffnung, wodurch derselbe in der rechten Seite mit dem Zwölffingerdarm sich verbindet, wird durch häutige Falten klappenförmig verschlossen und Pförtner, Pylorus, genannt.

Magie (gr.), der Inbegriff aller Kenntnisse und Fertigkeiten, die zu Hervorbringung übernatürlicher Wirkungen erfordert werden; Kenntniß geheimer Weisheit. Man theilte sie ehedem in die natürliche, wo sich die wunderhaft scheinenden Wirkungen aus nicht allgemein bekannten Gesetzen der Natur ableiten ließen, und in die übernatürliche, wo gute oder böse Geister zur Ausführung mit helfen sollten; und zwar bei jenen, den guten Geistern (welche ihre Existenz den Träumereien der neuplatonischen Philosophie verdankten), wurde sie die weiße Magie — Theurgie, Theosophie — genannt; wo man aber die Beihülfe auf Rechnung der bösen Geister, des Teufels schrieb, da hieß sie schwarze Magie, schwarze Kunst. Jene, die natürliche Magie, machte ehedem einen Theil der Physik aus und die Kenntniß derselben haben in der neuern Zeit ein Wigleb, Eberhard, Rosenthal, Funk u. m. einsichtsvolle Naturforscher gemeiner zu machen gesucht, um den Glauben an die übernatürliche zu stürzen.

Magier (Magi, die Mehrzahl von Magus) waren bei den Persern und anderen Morgenländern eine Secte, die die Anbetung der Bilder verabscheute und das höchste Wesen nur unter dem Feuer verehrte; sie nahmen zwei Grundwesen an, ein gutes (Ormuzd, bei den Griechen Oromasdes) und ein böses (Ahraman oder Aherman, bei den Griechen Arimanius). In der Folge wurde diese Secte (die den Sabäern entgegen war) verhaßt und herabgebracht, bis Zoroaster ihre Religion unter mancherlei Verbesserungen wieder herstellte. — Da nun die magischen Priester zugleich geschickte Astronomen, Weltweise ꝛc. waren, so waren die Benennungen Magier und Gelehrte gleichbedeu-

tend; ja, da ihnen der Pöbel übernatürliche Kenntnisse zutraute, so gab man ihnen auch den Namen Zauberer.

Magismus, Lehre der Magier, s. Magie.

Magister (lat.), jeder, der über etwas gesetzt ist; Vorgesetzter, Vorsteher, Anführer (so z. B. bei den Römern **Magister equitum**, der Oberste der Reiterei, Chef der Cavallerie); Lehrer, Lehrmeister. Besonders ist es auf unseren Universitäten ein Lehrer, der eine gewisse akademische Würde erlangt hat. (Da ein solcher mit dem Namen: Lehrer (Doctor) der Philosophie belegt wird, so kommt es daher, daß viele, denen der Titel **Magister** nicht ehrenvoll genug scheint, sich lieber **Doctor** (nämlich der Philosophie) nennen); **magister legens**, ein solcher, der auf Universitäten durch öffentliche Disputation das Recht sich erworben hat, Vorlesungen zu halten.

Magister matheseos, der Meister der Mathematik; so wird der Pythagorische Lehrsatz genannt (s. d. A.).

Magistratus, Obrigkeit, 1) jedes öffentliche Staatsverwaltungsamt (als Consulat, Prätur); 2) jede obrigkeitliche Behörde oder Person. Athen hatte von Kekrops bis auf den Kodrus Könige; von Medon bis auf den Alkmäon dreizehn immerwährende, vom Charops bis auf den Eryxias zehnjährige, von da an nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikanische Verfassung gegründet, aber noch nicht so fest, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Um 509 vor Chr. verwandelte Pisistratus die vom Solon erst eben auf festen Grundsätzen errichtete Demokratie wieder in eine Alleinherrschaft, und vererbte sie auf seine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald wurde die vorige Demokratie wieder eingerichtet, welche bis auf den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges fortblühte, durch die Regierung der 30 Tyrannen nur auf Ein Jahr und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit unterbro-

chen wurde. Unter den makedonischen Königen behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur noch eine Scheinfreiheit, so auch unter den Römern. Antipater verordnete, daß neuntausend der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten, und Kassander setzte den Demetrius Phalereus zum Präfect der Stadt ein. Zu den obrigkeitlichen Personen in Lakedämon gehörten die Könige, der Senat, die Ephoren u. s. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. — Bei den Römern sowohl die Personen, welche einen Theil der Staatsgeschäfte verwalteten, als auch die obrigkeitlichen Aemter selbst. Diese wurden als Ehrenstellen (honores) betrachtet und durch Volkswahl besetzt. In der Regel durfte man nur stufenweise und in einem bestimmten Alter zu einem Amte gelangen und weder 2 derselben zugleich, noch dasselbe, das Censoramt ausgenommen, 2 Jahr hinter einander, oder doch länger als 1 Jahr verwalten. Wer nun um eine Ehrenstelle anhielt, meldete sich bei dem, der die Wahlcomitien hielt, 17 Tage vor der Wahl und ward, sofern nichts gegen ihn zu erinnern war, in die Liste der Bewerber (candidati) eingetragen. Das weitere Verfahren s. unter Candidatus. Sämmtliche M. waren der Volksversammlung verantwortlich, an welche man daher von ihren Aussprüchen provociren konnte. Außerdem gab es auch, zum großen Vortheil der Staatsverfassung, mehrere Abstufungen der ihnen anvertrauten auszuübenden Gewalt und des damit verbundenen Ansehns. Nur sehr wenige besaßen die höchste Civil- und Militairgewalt und letztere nur unter gewissen Umständen in Rom selbst; Andere hatten nur richterliche Macht (jurisdictio); Einige gelangten durch ihr Amt zum Dienstadel (nobilitas), Andere nicht; einige dieser Aemter waren endlich für alle Zeiten festgesetzt, andere nur unter gewissen Umständen vorhanden. Hierauf

gründeten sich folgende Eintheilungen der M. in: a) **M. majores**; aa) **ordinarii**; α) Consuln, statt ihrer einige Zeit die Decemvirn und die Kriegstribunen mit consularischer Gewalt, β) Prätoren; bb) **extraordinarii**; α) Dictator, β) Censoren, γ) Interrex, δ) **Praefectus urbi**; b) **M. minores**: aa) **ordinarii**: α) Aedilen, β) Quästoren, γ) **Triumviri capitales**, δ) **triumviri monetales**, ε) **triumviri nocturni**, ζ) **Curatores viarum**; bb) **extraordinarii**: **Duumviri**, **Triumviri**, **Quatuorviri**, **Quinqueviri**. — In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Polizeibeamten der Städte mit diesem Ausdruck bezeichnet; in Frankreich hingegen versteht man unter der **Magistrature** das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwalte.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, geb. zu Florenz 1633, starb 1714 in dem Alter von 81 J.

Magna charta (lat., engl. **the great charter**, engl. Staatsw.), die Urkunde, welche Englands Hauptprivilegien und Fundamentalgesetze enthält, ausgestellt von Heinrich III. am 11. Februar 1224. Die M. ch. enthält keineswegs neue, dem Könige abgenöthigte Bewilligungen, sondern das Versprechen, frühere Rechte und Verheißungen besser als bisher zu beachten. Schon Wilhelm der Eroberer hatte nämlich keine ganz unbedingte Gewalt über sein Volk ausgeübt, und Heinrich I. stellte 1100 einen Freiheitsbrief (**charta libertatum**) aus, der seinen Unterthanen sehr günstig war, und durch den er vor seinem Bruder, dem die Thronfolge eigentlich gebührte, sich den Thron sicherte. Auch König Stephan von Blois und Heinrich II., deren Erbfolge, keineswegs unbestritten war, stellten 1135 und 1154 ähnliche Freiheitsbriefe aus. Hierauf folgte die M. ch. Königs Johann, die oft irrig für die wahre M. ch. gehalten wird. So ward

den 19. Juni 1215 gegeben und der König durch eine Generalinsurrection genöthigt, sie zu unterschreiben. Die erste Veranlassung dazu war der Erzbischof von Canterbury, der die Abschrift der ersten von Heinrich I. aufgestellten great charter auffand. Die Rechte der Stände wurden dadurch bestätigt, neue hinzugefügt und die Geistlichkeit von weltlicher Gerichtsbarkeit eximirt. Diese Freiheitsbriefe wurden nun unter Heinrich III. nicht weniger als 7mal erneuert und bestätigt. Zunächst wurden durch den Jagdvergleich (charta de foresta) der Mißbrauch der königl. Bannforsten zum Theil abgeschafft, und jedem Lehnsmann die Jagd auf seinem Grund und Boden gestattet und die Strafgesetze für Jagdfrevel gemildert, so daß einjähriges Gefängniß das höchste Maß für Jagdfrevel sein sollte. Von allen Bestätigungen ist aber die wahre M. ch. die wichtigste. Sie enthält in 37 Artikeln Bestimmungen, wodurch die lehnsherrlichen Rechte des Königs festgesetzt und die Mißbräuche bisher geübter Bedrückungen abgestellt worden, so z. B. setzt sie fest, daß Erbtöchter und Witwen der Vasallen nicht gegen ihren Willen nach dem des Königs zu heirathen gezwungen werden könnten, daß Geldhülfen nur in 3 anerkannten Fällen vom König gefordert werden sollten, daß keiner ohne gerichtliches Erkenntniß mit einer Buße belegt, eben so Niemand wegen Geldstrafen von seinem Lehngute vertrieben, kein Gutsunterthan seines Ackergeräthes beraubt werden solle u. s. w. Außerdem sind nur wenige Punkte noch in unserer Zeit anwendbar, z. B. der, daß kein Freier verhaftet, eingekerkert, seines Lehnguts, seiner Freiheiten oder hergebrachten Rechte beraubt, in die Acht erklärt, oder aus dem Lande gewiesen werden solle, als nach einem gesetzmäßigen Urtheil seiner Standesgenossen und nach dem Rechte des Landes. Die M. ch. ist in lateinischer Sprache geschrieben. Sie wurde von König Eduard I. 1291 und 1301 bestätigt. Oft herausgegeben; das erstemal 1507,

beste Ausgabe von Blackstone, Oxford 1753, auch in seinem »Law tracts,« 1762. Neuerdings ist sie auf Pergament mit goldenen Lettern abgedruckt worden.

Magnäisches Institut, magnäische Stiftung. Die durch ein Legat des Prof. Arnus Magnäus begründete Stiftung zur Herausgabe isländischer Manuscripte.

Magnaten, ein verdorbenes latein. Wort, die Großen, die Mächtigen des Reichs, hießen ehedem in Polen die vornehmen Reichsstände, so wie noch h. z. T. in Ungarn die größten Reichsbarone (der Palatin, Reichsrichter, Ban oder Statthalter von Croatien ꝛc.), ingleichen die kleineren, nämlich Grafen und Freiherren.

Magne, s. Nordische Mythologie.

Magnesia (lat.), Talkerde, oder auch Bittererde, Bittersalzerde. Von diesem Mineral, welches das chemische Zeichen ♆ hat, giebt es mehrere Arten, besonders 1) die braune oder schwarze, unter dem Namen Braunstein, auch Magnesium, Manganesium bekannt, ein stahlgraues, sehr hartes, strengflüssiges Halbmetall, dessen man sich vorzüglich bei Verfertigung des Glases, zu mancherlei Arten des Emails, der Glasuren ꝛc. bedient; 2) die weiße, auch Edinburger Magnesia, eine Salzerde, welche aus dem engl. Purgirsalze verfertigt und in der Medicin als gelind abführendes und die Schärfe linderndes Mittel gebraucht wird.

Magnet, Magnetstein, ein merkwürdiger, schwarzbrauner Eisenstein, welcher die besondere Eigenschaft hat, daß er das Eisen an sich zieht und festhält und sich in freischwebender Lage nach den Polen richtet; die letztere Eigenschaft hat die wichtige Erfindung des Compasses (s. d.) veranlaßt. Uebrigens kann die anziehende Kraft des Magnets, den man fast in allen reichhaltigen Eisengruben findet, auch jedem Stahl und Eisen durch Kunst mitgetheilt werden, daher man

auch die Magnete in natürliche und künstliche eintheilt. — Figürlich nennt man nun auch jeden anziehenden Gegenstand einen Magnet.

Magnetismus, thierischer oder animalischer oder auch Lebensmagnetismus. Unter diesem Namen begreift man eine bisher ihrem Wesen nach gänzlich unbekannte Kraft des menschlichen Organismus, die entweder durch Manipulationen von einem Andern mittelbar oder unmittelbar mitgetheilt, oder durch die Einwirkung eines Andern in dem Organismus erregt und in Thätigkeit gesetzt wird, und dann Erscheinungen hervorbringt, die, nach einem Plane hervorgerufen und zweckmäßig geleitet, zu einem wirksamen Heilmittel werden können. Man hat eine Menge Hypothesen über dies neu entdeckte Agens aufgestellt; doch keine giebt eine genügende Erklärung seiner Phänomene. Mesmer, sein Finder, legte ihm, durch falsche Analogien verleitet, den Namen Magnetismus bei, indem er Aehnlichkeit zwischen dem Lebensmagnetismus und dem mineralischen in ihren beiderseitigen Wirkungen zu sehen glaubte. Eine bessere Erfahrung hat ihn hinlänglich widerlegt. Einige Aerzte halten den animalischen Magnetismus für analog mit der Elektricität und dem Galvanismus, und legen seinen Erscheinungen einen animalischen, galvano-elektrischen Prozeß zum Grunde; mehrere neuerdings von Nasse angestellte Versuche scheinen indeß dagegen zu sprechen. Die Erscheinungen bei dem Magnetiseur sowohl als dem Magnetisirten sind folgende: 1. Bei dem Magnetiseur. Der Wirkende oder Magnetiseur ist gewöhnlich nur in so fern eines positiven Wirkens fähig, als er gegen den Magnetisirten ein Uebermaß an Energie und Lebenskraft besitzt. Der Mann wirkt dagegen im Allgemeinen kräftiger, als das Weib. Ist der Magnetiseur hingegen der schwächere Theil, so findet entweder gar keine in die Augen fallende Wirkung statt, oder sie erfolgt wohl gar im umgekehrten Verhältnisse, d. h. es zeigen sich dann bei ihm die positiven

und bei dem Magnetisirten die negativen Wirkungen. Unternimmt der Magnetiseur die Behandlung bei einem empfänglichen Subjecte, so empfindet er jedesmal eine Wärme und ein gelindes Ausströmen in seiner flachen Hand und vorzüglich in den Fingerspitzen. Bedeckt er seine Hände mit seidenen Handschuhen, oder andern elektrischen Körpern, so empfindet er kein Ausströmen, und seine Behandlung ist ohne Wirkung; dagegen hemmen leinene oder lederne Handschuhe die Wirkung nicht. Nach einer wirksamen Behandlung fühlt der Magnetiseur allgemeines Mißbehagen, Schwäche im Verdauungssysteme, und überhaupt einen Kraftverlust, der sowohl mit dem Grade der Empfänglichkeit des behandelten Subjectes, als auch mit der Dauer der Operation und ihrer öftern Wiederholung in gleichem Verhältnisse steht. Ist der Magnetiseur während des Wirkens mit dem zu behandelnden Subjecte durch elektrische Körper isolirt, so ist sein Kraftverlust nicht nur geringer, sondern sein Wirken ist auch intensiv stärker. 2. Erscheinungen bei dem Magnetisirten. Die Erscheinungen, welche in dem magnetisch behandelten Subjecte durch ein positives Wirken hervorgebracht werden, sind von doppelter Art: entweder beziehen sie sich auf den ganzen Körperzustand, sind dann nicht periodisch, sondern während der ganzen Kur andauernd, und können füglich als allgemeine Wirkungen des animalischen Magnetismus betrachtet werden, oder sie betreffen bloß einzelne Verrichtungen des Organismus. Allgemeine Wirkungen. 1) Allgemeine Erweckung und Verstärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung; sowohl in dem Nerven-, Muskel-, Gefäß- und Verdauungssysteme, als auch in den Ab- und Aussonderungsorganen. 2) Sanfte Reizung und allgemeine Verbreitung derselben über die ganze Oberfläche des Körpers, wodurch jede Disharmonie und daher entstehende abnorme, lokale Reaction aufgehoben und das Gleichgewicht wieder hergestellt

wird. 3) Ableitung der erhöhten Lebensthätigkeit von leidenden Organen und Hinleitung derselben auf andere Organe. 4) Verminderung und völlige Entfernung jenes, die krankhafte Thätigkeit des Nervensystems hervorbringenden Reizes. Daß beim Magnetiseur in physischer Hinsicht ein Uebergewicht an Energie, in Beziehung auf den Kranken, die erste Bedingung ist, läßt sich aus den schon angeführten Erfahrungen sehr leicht entnehmen. Der Magnetiseur bedarf aber nicht bloß eines starken, sondern auch eines vollkommen gesunden Körpers. Er muß zwar über die Zeit der Entwickelungsperiode hinaus sein, sich aber doch noch in den Jahren eines regen und thätigen Lebens befinden. Was den Körper betraf, wird auch in physischer Hinsicht erfordert: eine gesunde und starke Seele. Ein starker Geist wird erfordert, um Charakterfestigkeit zu haben und seine Affekte und Leidenschaften zu beherrschen. Endlich gehört auch Stärke der Seele dazu, um lebendigen Glauben und festen Willen zu haben, und so erst die vollkommene Herrschergewalt, sowohl über dies Heilmittel, als auch über den Kranken, zu erlangen. Die besonderen Erscheinungen hat man in 6 Grade getheilt. Treten während der magnetischen Behandlung die Erscheinungen des ersten Grades ein, so sind es gewöhnlich folgende: zunächst ein Gefühl eines starken Durchströmens vom Kopfe nach den Extremitäten, hierauf ein allgemein erhöhter Wärmegrad, der sehr leicht durchs Thermometer bemerkbar wird, mehr Röthe der Haut, mit verstärkter Ausdünstung derselben, und ein Gefühl von Leichtigkeit und Wohlbehagen im ganzen Körper, wobei aber die Sinnlichkeit durchaus unversehrt bleibt. Im zweiten Grade nimmt die Wärme mehr zu und verbreitet sich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie von einem Centralpunkte, über den ganzen Körper. Der Puls wird gewöhnlich voller und lebhafter und das Athemholen leichter und tiefer. Der Kranke empfindet eine Schwere

in den Augenlidern und einen unwiderstehlichen Drang, sie zu schließen. Erfolgt letzteres, so scheinen sie ihm wie an einander geleimt, und es ist ihm nun während der ganzen magnetischen Einwirkung völlig unmöglich, sie von selbst wieder zu öffnen. Durch die übrigen Sinne, die sogar bisweilen erhöht sind, ist indeß der Kranke mit der Außenwelt noch fortwährend in Verbindung, und weiß demnach Alles, was um ihn vorgeht, wenn er gleich, wie dies bisweilen geschieht, nicht immer zu sprechen und sich zu äußern im Stande ist. Beim Nachlassen der magnetischen Behandlung öffnet er aber von selbst, oder durch Beihülfe seines Magnetiseurs, die Augen, und fühlt sich nach diesem meistentheils gestärkt und wohl. Nächst diesen bemerkt der Kranke bisweilen eine Helligkeit vor den Augen, oder lichte Scheine, die einem öfteren Blitzen gleichen, ein Stechen in den Spitzen der Finger und Zehen, abwechselnd eine Schwere und Kälte in den Extremitäten, die ihm wie mit Blei angefüllt zu sein scheinen, ein Weheseln um die Magengegend, Uebelkeiten, heftiges Schaudern, Reiz zum Husten, vorzüglich bei Berührung der Herzgrube u. dgl. m. Zu den besondern, den 3. Grad oft begleitenden Erscheinungen gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, convulsivisches Zittern, wirkliche Krämpfe, kataleptische und selbst apoplektische Zustände. Dieser Zustand fängt gewöhnlich mit allen Zeichen einer eintretenden Schläfrigkeit an. Ein öfteres Gähnen, Dehnen und Recken des Körpers, Schwererwerden der obern Augenlider, Unvermögen, dieselben aufgeschlossen zu erhalten, kündigen denselben an. Nun erfolgt mehrentheils ein tiefer Seufzer; nach diesem schließen sich die Augen gänzlich, und es entsteht ein schlafähnlicher Zustand, in welchem der Kranke aller Empfindung und alles Bewußtseins beraubt zu sein scheint. Der im 4. Grade zwar nicht aus seinem Schlafe, sondern nur in sich selbst, erwachte Kranke gelangt nun wieder zu seinem vorigen Bewußtsein; er findet und erkennt sich

wieder, aber in einem abgeänderten Verhältnisse zu den Umgebungen. Die äußern Sinne, die gewohnten Zugänge für die Außenwelt, sind entweder gänzlich geschlossen, oder doch unter einer andern Form hervorgetreten, und nur der innere Sinn ist noch derselbe. Der in sich vollkommen erwachte Somnambul unterscheidet mit den Augen nichts als höchstens Licht und Finsterniß, und wenn die Augenlider auch, wie dies nur in wenigen Fällen geschieht, geöffnet sind. Der Augapfel ist dann entweder krampfhaft in die Höhe gezogen, oder starr, und die Pupille erweitert und unempfindlich. Zunächst metamorphosirt sich das Getaste zum vollkommenen Gesichtssinne, so, daß der Somnambul durch dasselbe die feinsten Gesichtsgegenstände, sowohl ihren Umriss, als Farben nach, auf das deutlichste unterscheiden kann. Außer diesem Vikariat durchs Getaste wird die Magengegend der Sammelplatz aller Sinnesempfindungen, und hauptsächlich geschieht durch sie die vorzüglichste Vermittelung des Gesichtssinnes. Der Somnambul erkennt daher so gut, wie durchs Getaste, den Stand der Zeiger auf einer dicht gegen seine Herzgrube gehaltenen Uhr. Durch öfteres Uebeln zeigt sich dies Vermögen immer vollkommener, und Dinge, die dem Kranken anfänglich nur wie in Nebel gehüllt erschienen, sieht er in der Folge ganz klar und deutlich. Weit deutlicher, als die Nähe leblofer Dinge, unterscheidet der Somnambul die Gegenwart in der Nähe befindlicher Personen. Wie durch die Herzgrube die Vermittelung des Gesichtssinnes geschahe, so wird sie auf gleiche Weise auch die Stellvertreterin des Hörorgans. Die niedern Sinne sind während des magnetischen Schlafes gleichfalls verändert und mehr oder weniger erhöht. Der Geruch erreicht bisweilen eine solche Intension, das die Somnambulen nicht nur mit ganzer Fülle Wohlgerüche empfinden, sondern auch bei zusammengesetzten Gerüchen die einzelnen Riechstoffe auf das bestimmteste unterscheiden. Dinge, die sie im wachenden Zu-

stande nicht afficiren, wirken daher im magnetischen Schlafe oft sehr heftig auf sie ein. Die Nähe lebendiger Wesen, welche der Somnambul während seines magnetischen Schlafes schon in einer Entfernung von 10 bis 15 Schritten empfindet, ist ihm in der Regel widrig. Wird der Somnambul von einer fremden Person, oder von einer solchen, die ihm widrig ist, berührt, so erfolgen darnach mehr oder weniger Lähmungen oder Krämpfe mit Blässe und Kälte in dem berührten Theile. Unter den leblosen Dingen wirken Metalle am widrigsten auf das erhöhte Gefühl des magnetisch Schlafenden. Gegen den mineralischen Magnet ist der Somnambul noch weit empfindlicher, als gegen die Metalle. Von alle dem, was während des magnetischen Schlafes mit dem Kranken vorgenommen worden ist, und was er in dieser Zeit wahrgenommen, gedacht, gesagt und gethan hat, besitzt er im Wachen entweder nur eine sehr dunkele, oder gar keine Rückerinnerung; kommt er aber wieder in diesen Zustand, so erinnert er sich alles dessen sehr genau. Der Kranke gelangt dann im 5. Gr. durch sein verstärktes Gemeingefühl und erhöhtes Bewußtsein zu jener innern Selbstbeschauung, mittelst welcher er seinen Körper in den kleinsten Theilen zu durchspähen vermag. Vermöge dieser genauen Kenntniß seines innern Körpers bestimmt der Clairvoyant nicht nur sehr treffend den Sitz und die Beschaffenheit seiner Krankheit, sondern es entwickelt sich auch zugleich in ihm ein Instinkt, welcher ihn die zu seiner Wiederherstellung nöthigen Heilmittel wissen läßt. Außer dieser Angabe der Heilmittel bestimmt der Clairvoyant auch die seinen jedesmaligen Zuständen angemessene Art und Weise des Magnetisirens und leitet somit die ganze Kur. Dies tiefe Insichhineingehen beschränkt sich nicht bloß auf die eigenen Zustände des Clairvoyants, sondern erstreckt sich auch auf die durch magnetischen Rapport mit ihm verbundenen Personen, deren Empfindungen ihm jedesmal mit übertragen werden.

Zwischen dem Magnetiseur und Clairvoyant ist diese Sympathie am allerstärksten und auffallendsten. Sehr oft wird dem Patienten nicht bloß das jedesmalige Krankheitsgefühl des Magnetiseurs mitgetheilt, sondern die Krankheit selbst mit übertragen, welche dann auch im wachenden Zustand fortdauern kann. Auch Gemüthsaffekte des Magnetiseurs können während der magnetischen Behandlung auf den Kranken übergehen. Bisweilen erreicht die Sympathie zwischen dem Magnetiseur und seinem Kranken eine solche Höhe, daß sie auch selbst dann statt hat, wenn beide von einander entfernt sind. Wird jenes sympathische Verhältniß noch inniger, so vermag der Clairvoyant dann die innern Körperzustände der mit ihm in Rapport gesetzten Personen mit eben der Deutlichkeit, wie seine eigenen, zu durchschauen, die jedesmalige Krankheit derselben genau zu erkennen, ihren Verlauf und alle künftig erfolgende Zufälle im Voraus pünktlich zu bestimmen, und einen auf dieser Ansicht beruhenden, zweckmäßigen Heilplan zu entwerfen. Er behauptet, die Krankheitszustände Anderer eben so wie seine eigenen durch den Magen zu empfinden. Seine Sprache ist nicht mehr die, mit welcher er sonst redet; in einer höhern Sprechart drückt er sich aus, und seine Rede enthält Feuer, Geist und Präcision. Sein Vorstellen ist lebhafter und stärker, sein Denken freier und tiefer, und sein Urtheilen schneller und schärfer. Er empfindet nicht bloß die Gegenwart und den Einfluß äußerer Verhältnisse viel ferner als sonst, sondern dringt mittelst der Erinnerung auch in die entfernteste Vergangenheit. Eben so unverkennbar ist die Zuneigung der Patienten unter einander, wenn sie von demselben Magnetiseur behandelt werden, und vorzüglich dann, wenn sie sich gleichzeitig im magnetischen Schlafe befinden. Der, mittelst des fünften Grades, zur innern Klarheit gelangte Kranke durchbricht beim sechsten Grade die Hülle äußerer Dunkelheit, und tritt in eine höhere Beschauung der gesamm-

ten Natur. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er oft das Verborgene in der Vergangenheit, das Ferne und Unbekannte in der Gegenwart, und das in seinen Keimen noch schlummernde Zukünftige. Hat dieses Wissen einen geringern Grad der Deutlichkeit, so tritt es dann, gesucht oder ungesucht, nur als Ahnungsgefühl hervor, drängt sich aber dabei dem Kranken dennoch mit einer solchen Lebhaftigkeit auf, daß er von der Verwirklichung dieser seiner Ahnung auf das festeste überzeugt ist. Fragt man ihn, wie er zu diesem Wissen gelange, so antwortet er gewöhnlich, es wäre, als sage es ihm Jemand, oder auch, er empfände es mittelst der Herzgrube. In Betreff der Wahl der, dem jedesmaligen Krankheitszustande angemessenen Heilmittel ist der Clairvoyant weniger als zuvor beschränkt und schon mehr in die Außenwelt übergehend. Hatte im vorhergehenden Grade der Clairvoyant noch Zwischenkörper nöthig, um mit einem entfernten Kranken in Rapport gesetzt zu werden, so bedarf er dieser Zwischenkörper nicht mehr, sondern tritt auch dann mit dem Entfernten in magnetische Verbindung, sobald er ihn entweder selbst kennt und sich sehr für denselben interessirt, oder sobald auch nur der Magnetiseur — oder eine andere, gegenwärtig mit dem Clairvoyant durch wirkliche Berührung in Rapport stehende Person — ihn kennt und sich denselben lebhaft denkt. Eben so, wie des Clairvoyants innerer Blick für Andere in die Vergangenheit reicht, schweift er auch für sie in die Zukunft, und giebt ihm von den künftigen Krankheitsereignissen der mit ihm in Verbindung stehenden Personen Kunde. In dem Zustande dieses sechsten Grades lebt der Mensch ein kräftigeres und gehaltvolleres Leben als sonst. Der Körper scheint dem Geiste aufs innigste angeeignet und mit ihm zur reinsten Harmonie verschmolzen zu sein. Allem Gröbern, Sinnlichen ist er entrückt und in den Zustand einer ruhigen, ernsten und höhern Selbstbetrachtung versetzt. Das Gefühl des höch-

sten Wohlbefindens u. der Reinheit des Gemüths schafft ihm einen schönen Frieden der Seele, welcher durch den ganzen Körper sich ausspricht und dem Menschen das Ansehn eines verklärten Wesens gibt. In diesem Zustande, der nach Aussage der Clairvoyants an Seligkeit grenzen soll, sind sie keiner Unlauterkeit fähig, und selbst der schon Gesunkene gelangt in ihm zum Tugendgefühle. Es würde zu weitläufig sein, die verschiedenen Manipulationen und Behandlungsmethoden, wodurch der Kranke in den magnetischen Zustand versetzt wird, aufzuzählen; man sehe hierüber Kluge's »Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus;« welches Werk auch hier zum Leitfaden diente.

Magnetnadel (Phys.), bekanntes Instrument, an dem sich die Erscheinungen des Magnetismus vorzugsweise darlegen. Sie werden aus dem feinsten und härtesten Stahl bereitet, übrigens so einfach als möglich, daher die Pfeilform, die sie häufig, bes. ehedem erhielten, nicht die schicklichste ist. Ihre Länge ist $1\frac{1}{2}$ bis 3 oder 5 Zoll und darüber, bis 8 Zoll. Magnetisch werden sie wie jeder andere Eisenkörper, durch einfachen oder Doppelstrich. Um ihr ein freies Spiel zu geben, ist in der Mitte eine konische Höhlung (Hütchen) angebracht, deren Scheitel auf einem Stifte darunter so ruht, daß der Schwerpunkt der Nadel mit dem Aufstellepunkt zusammenfällt. Die Nadel wird dabei in der Mitte durchbohrt, in die Oeffnung ein Stück geschlagenes Messing eingepaßt und in diese das Hütchen gebohrt. Der Stift ist gewöhnlich von Messing, mit einer stählernen Spitze. Bei guten Nadeln aber wird ein Stück Agath in das Hütchen eingesetzt, damit die Spitze sich nicht einbohre. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhängen derselben mit glücklichem Erfolge versucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine

Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzspinne am besten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, so beschaffen sein, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Blitze, überhaupt atmosphärische Elektricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compasses gelehrt, daß, wenn auch alle diese Umstände gänzlich entfernt blieben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten sich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umsegelung der Erde stößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, sondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Diese merkwürdige Erscheinung ist unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie ist eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieses Instruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compasses genau über jener Mittagslinie steht. Bald ist diese Abweichung östlich, bald westlich, bald größer, bald geringer, und nur an wenigen Stellen der Erdkugel verschwindet sie. Man hat bereits eine so große Menge von Beobachtungen über diese Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können. Aber diese Karten sind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochene, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgesetzte Beobachtungen, namentlich zu London und Paris, dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich ist. Seit 150 J. hatte dieselbe von Nord nach West beständig zugenommen; seit einigen Jahren steht sie still. Sehr wahrscheinlich ist die Witterung, die Abwechselung zwischen Wärme und Kälte und insonderheit die Elektricität dabei wirksam. Fast unwidersprechlich führen darauf

Sauſſure's meteorologiſche Beobachtungen und daraus gezogene Folgerungen. Eine andere ſonderbare Erſcheinung bei der Magnetnadel iſt ihre Neigung oder Inclination, welche ſich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, ſich gegen den Horizont neigt. Man nimmt ſie an den meiſten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigne Neigungscompaſſe. In dem größten Theile der nördlichen Halbkugel unſerer Erde iſt es der Nordpol der Magnetnadel, welcher ſich gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung, wobei ſich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol; daher Seefahrer denjenigen entgegengeſetzten Theil der Compaßnadel, welcher ſich hiernach bei der Annäherung an den Pol über den Horizont erhebt, einſtweilen mit ſo viel Wachs ſchwerer machen, daß die Nadel die nöthige horizontale Lage erhält; ſowie daher auch die Nadeln von Haus aus ſo aufgeſtellt werden müſſen, daß der eine Theil etwas ſchwerer als der andere ausfällt. In der ſüdlichen Halbkugel hebt ſich der Nordpol der Nadel, indem ſich der Südpol gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung heißt die ſüdliche. Sie nimmt ebenfalls zu, je mehr man ſich dem Südpole nähert. Es gibt Oerter auf der Erde, wo ſich die Magnetnadel gar nicht neigt; dieſe fallen zwar nicht, wie man aus dem Bisherigen ſchließen möchte, unter den Aequator, doch aber in deſſen Nähe. Die Neigung iſt ebenfalls veränderlich, aber nicht in dem Grade wie die Abweichung. Die Urſache der Neigung der Magnetnadel leiten die Phyſiker aus der magnetiſchen Kraft der Erde, die Urſache ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umſtande her, daß die magnetiſchen Pole der Erde ſich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen ſcheint.

Magnificat, der sogen. Lobgesang Mariä, welcher in der Vulgata anfängt: Magnificat anima mea dominum. Er wird häufig in Musik gesetzt und als Kirchenmusik aufgeführt.

Magnificenz (Herrlichkeit, Hoheit), ein Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeister. Ein Fürst, der die Würde eines Rectors übernimmt, wird magnificentissimus genannt.

Magnusen (Finn) (isländ. Finnur Magnusson), geb. den 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, wo sein Vater Landrichter war, ist seit 1815 Professor in Kopenhagen. Seinen Vorlesungen über die Edda verdankt man einen vielfach erwachten Sinn für das nordische Alterthum in Dänemark. Seine Bearbeitung der sämmtl. Eddischen Lieder (4 Bde.) ist classisch.

Magyaren (Madjaren), ist der Urname der heutigen Ungarn, deren älteste Geschichte in tiefes Dunkel gehüllt ist. Es bleibt ungewiß, ob die Magyaren von kalmykischer oder finnischer Abkunft sind. Sie wohnten als Nomaden in der Gegend des kaspischen Meeres, am Fußes des Uralgebirges. Nachdem sie Asien in verschiedenen Richtungen durchzogen hatten, wanderten sie zu Ende des 7. Jahrh. in Europa ein, und schlugen ihre Wohnsitze in der heutigen Ukräne zwischen dem Dnipr und Don auf, wo sie über zwei Jahrh. ruhig wohnten, bis sie von den Petschenegern verdrängt wurden. Sie überstiegen nun ums Jahr 889 die Karpathen und eroberten vereinigt mit andern Horden innerhalb eines Jahrzehends das ganze Land von den Karpathen bis zur Save, und von der Morawa bis zur Grenze der heutigen Moldau. Ihre Anführer theilten unter sich das Land und Arpad, ihr erster Feldherr, nahm für sich mehr als die Hälfte; jeder Anführer theilte dann wieder mit seinem Volke, und die alten Einwohner, theils Slaven, theils Avaren od. Altrömer, wurden

Sklaven; eine Erklärung, wenn auch nicht Rechtfertigung des heutigen Zustandes. Die Magyaren waren an ein kriegerisches Nomadenleben gewöhnt und setzten ihre Alles verheerenden Streifzüge durch Deutschland, Frankreich und Italien und bis vor die Thore von Constantinopel bis zu Ende des 10. Jahrh. fort. Kaiser Heinrich I. schloß, nach ihrem ersten Einfalle in Deutschland, 922, mit ihnen einen neunjährigen Waffenstillstand, und griff sie dann 933 bei ihren neuen Streifereien mit solchem Nachdruck an, daß er ihnen eine völlige Niederlage beibrachte und ihr ganzes reiches Lager erbeutete. Durch diesen Verlust gewitzigt, blieb Deutschland lange Zeit von ihren Streifereien frei. Im Jahre 954 wälzten sie sich wieder wie ein ausgetretener Strom über Baiern, und bei Worms über den Rhein und durch Lothringen, Frankreich u. Italien zurück; im Jahre 955 aufs Neue bis an den Schwarzwald, u. von da bis Augsburg. Otto d. Gr. strengte dies Mal alle seine Kräfte gegen diese wilden Schwärme an und erkämpfte über sie einen so vollkommenen und allgemeinen Sieg, daß sie sich nicht wieder gegen Deutschland kehrten.

Mahagoni- (auch Mahogany, Mahoni-) Holz, fr. **bois d'Acajou**, ein vortreffliches rothbraunes Holz von den auf den Inseln Cuba, Jamaica und Domingo häufig wachsenden Mahagoni-Bäumen, das seiner Farbe, Feinheit und Dauer wegen zu den vorzüglichsten Möbeln genommen wird, und welches auch noch die vorzügliche Eigenschaft hat, daß der Wurm nicht hineinkommt. Die Rinde dieses Baumes dient auch, so wie die Peruvianische, als Arzneimittel wider das Fieber.

Mahlmann (Siegfried August), königl. sächsischer Hofrath, Dichter im lyrisch-elegischen Gebiete und in der Burleske, geb. den 13. März 1771 in Leipzig. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhand-

lung, und wurde nach seines Schwagers Spatzier Tode Herausgeber der »Zeit. f. d. elegante Welt,« welche er bis 1810 allein, und dann in Verbindung mit ihrem jetzigen Herausgeber redigirte. Der sehr einträgliche Pacht der leipziger politischen Zeitung während der franz. Kriege setzte ihn in den Stand, ansehnliche Besitzungen in der Nähe von Leipzig zu erwerben, war aber auch die Veranlassung, daß er 1813 auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredsamkeit, verbunden mit dem Ansehn seiner persönlichen Größe, zu einem der tüchtigsten Vorsteher einer maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva in Leipzig von 1813 an bis an sein Ende 1826 verwaltet hat.

Mahmud II., Khan und Padischah, Sultan der Osmanen, der 29. Herrscher aus dem Stamme Osman's, der 26. Großsultan und der 21. Khalif, »Allah's Schatten auf der Erde,« ein unumschränkter Fürst, der, obgleich mit aller Willenskraft eines geborenen Gewaltherrschers von der Natur begabt, dennoch seit 19 Jahren den Aufruhr in den Provinzen und die Zuchtlosigkeit des Janitscharenpöbels in seiner Hauptstadt zu bekämpfen hatte, wodurch sich immer deutlicher die Ohnmacht seines orientalischen Satrapenreichs offenbart. Er ist der 2. Sohn des 1789 verst. Abdul-Hhamid, geb. den 20 Jul. 1785, ward nach türkischer Weise im alten Serail erzogen. Die Revolution von 1806 kostete seinem Oheim Selim den Thron und erhob seinen älteren Bruder Mustapha IV. auf denselben. Indessen der Freund Selims, Mustapha Bairaktar rückte unter allerhand Vorwänden heran, enthüllte, in Constantinopel angelangt, am 28. Juli 1807 seinen Plan, Selim III. wieder auf den Thron zu setzen und ließ Mustapha IV. nur zwei Stunden Zeit, sich zur Entsagung zu entschließen. Dieser benutzte diese Zeit, um seinen Oheim

Selim erdolchen zu lassen und eben sollte auch M., als letzter Abkömmling der Kaiserfamilie, ermordet werden, als die Truppen Mustapha Bairaktars noch zu rechter Zeit herankamen und ihn befreiten. M. erschien nun mit dem Schwerte Osmans umgürtet als Großsultan. Er trat seine Regierung blutig an. Seinen Bruder Mustapha IV. ließ er zwar nur in den Kerker werfen, allein den bisherigen Großvezier ertränken und den Kislar Aga, den Mörder Selims, aufhängen. Pouqueville behauptet außerdem, daß er den 3 Monate alten Sohn seines Bruders habe ermorden und 4 schwangere Gemahlinnen desselben, in Säcke genäht, in das Meer werfen lassen. M. und Mustapha Bairaktar waren große Freunde der projectirten Verbesserungen Selims und führten beide einen Theil der neuen Miliz nach europäischer Art, die Segmen, wieder ein, verstärkten auch die Topschis (Artilleristen). Doch hierüber erbittert, erregten die Janitscharen einen Aufstand und rückten gegen Mustapha Bairaktar an. Zwar ließ dieser Mustapha IV. in seinem Kerker ermorden, allein nur desto wüthender ward der Sturm. Da sprengte sich Bairaktar mit einem Pulverthurme in die Luft, und so ward wieder Frieden hergestellt. M. aber mußte die Segmen abschaffen. Mit Rußland kam es, wegen der Weigerung dieser Macht, die Moldau und Wallachei, die sie noch vom Kriege von 1806 her besetzt hielten, zu räumen, gleich nach M.s Regierungsantritt zum Kriege, allein erst 1809 ward dieser ernstlich, indem Bagration Schumla angriff, allein eben so wie im folgenden Jahre Kamenskoy es nicht einnehmen konnte, sondern nach der Donau zurückweichen mußte; doch gingen Ende 1810 sämmtliche Donaufestungen gegen die Wallachei verloren. 1811 erfochten auch die empörten Servier Vortheile; doch plötzlich schuf die veränderte Politik Rußlands den Stand der Sachen um. Kaiser Alexander gerieth mit Napoleon in Mißverständnisse, und die englische Po-

litik, die am Hofe M.s das Wort führte, vermittelte deshalb den Frieden mit Rußland, der am 28. Mai 1812 zu Bukarest zu Stande kam, und worin Rußland Bessarabien erhielt, dagegen Servien der Rache der Türken Preis gab. Die Türken wendeten sich nun ganz gegen dieses, schlugen Czerny Georg zwei Mal und nöthigten ihn endlich, auf österreichisches Gebiet zu fliehen, die türkischen Waffen unterwarfen aber ganz Servien bald. M. hatte indessen der Rechtspflege und der Polizei in der Hauptstadt obgelegen und war, um letztere zu erhalten, oft verkleidet Nachts durch die Straßen geschritten. Seine Vertrauten waren der Berber-Baschi u. Khalet-Effendi. Dennoch hatte er mächtig zu halten, daß das türkische Reich den mächtigen Erschütterungen nicht nachgab, die dessen politische und religiöse Stützen umzustürzen drohten. Denn nicht nur, daß die Mamelucken in Kairo sich empörten, und daß ihr Besieger, Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, sich nach dieser Waffenthat offenbar insgeheim unabhängig zu machen strebte, auch Jussuf Pascha empörte sich in Bagdad, ward aber von Soliman Pascha von Akre überwunden. Auch die Wechabiten erhoben ihr Haupt von Neuem, und erst 1819 glückte es dem Sohne Mehemed Ali's von Aegypten, Ibrahim Pascha, sie zu schlagen und ihre Hauptstadt zu erobern. Außerdem waren Cypern, Bassora, Janina, Wan, Diabekr abwechselnd in Aufstand, und nirgends vermochte die Regierung diese Empörung schnell zu bändigen, ja Ali Pascha erhob sich durch Gräuelthaten fast zum unabhängigen Herrscher von Epirus, während Mehemed Ali in Aegypten und die empörten Syrier in Aleppo fast unumschränkt herrschten. In der Hauptstadt selbst geriethen 1819 im April die übermüthigen Janitscharen in Fehde mit den immer zahlreicher werdenden Bostandschis und Topschis, Feuersbrünste verheerten, wie gewöhnlich bei Unruhen, die Stadt, und mit Mühe stellte der Kapudan Pascha und Abdullah die Ruhe

wieder her. Doch schon 1820 begannen die Unruhen aufs Neue der Großvezier mußte Essem-Ali Platz machen. So bedenklich standen die Sachen, als 1820 Ypsilanti das Zeichen zum Aufstande in der Moldau und Wallachei gab und auch das eigentliche Griechenland, vor allen Morea und die Inseln, sich empörte. Nach ächt türkischer Weise führte nun M. nicht nur Krieg gegen die Empörten, sondern wüthete auch gegen die bisher ruhigen Griechen in Constantinopel; der Pöbel und die Janitscharen belagerten zum Osterfest die christlichen Kirchen, stürmten sie gegen das Ende des Gottesdienstes, ermordeten den Patriarchen Gregorius und 4 Bischöfe und ließen ersteren, durch Juden gezogen, vor dem Serail vorbeischleppen, wo sich der grausame M. an dem Anblick weidete. Ein Blutbad begann nun; 30,000 Griechen und Rajahs fielen in Constantinopel mit Billigung des Sultans unter den Streichen der fanatischen Türken, und unter ihnen waren viele Spanier, Russen und andere Europäer. Aehnliches geschah in den übrigen Theilen des Reichs, wo die Türken noch mächtig waren, alle christliche Kirchen wurden niedergerissen, u. Khurschid Pascha und der Seraskier Ismael erhielten den Befehl, keinen waffenfähigen Griechen am Leben zu lassen. Dennoch schien M. verloren, denn allenthalben machten die Griechen Fortschritte; Ali Pascha von Janina strebte offen sich loszureißen; Mehemed Ali von Aegypten weigerte Hülfe; die Perser fielen 1821 in das türkische Gebiet ein, und Rußland drohte mit Krieg. Aber fest u. muthig führte M. die Ruder des wankenden Staats. Wie nun M. sich erkräftigend tüchtige Heerführer mit blutdürstigen Scharen allenthalben hinsendete, im Anfange mit weniger Glück, doch unter wechselndem Kriegsglück fast ganz Griechenland nach und nach eroberte, wie Ali Pascha unterlag und hingerichtet wurde, wie Mehemed Ali freiwillig zum Gehorsam und zur Hülfsstellung zurückkehrte, wie M. mit Per-

sien 1823 Friede schloß, ist weitläufiger unter Griechischer Freiheitskampf, Türkisches Reich, Türkisch-griechischer Kampf zu lesen. Feuersbrünste verkündeten unterdessen die zunehmende Unzufriedenheit der Janitscharen. M. bereitete aber Mittel vor, sie mit Einem Schlage zu vernichten. Kaum merkten dies aber die Janitscharen, als sie in offener Empörung gegen den Sultan anrückten und ihn erst zwangen, ihnen den Kopf des Großveziers Bendelli Ali und dann noch einmal 6 Köpfe auszuliefern und endlich im Nov. 1822 seine Günstlinge Khalet-Effendi, den neuen Großvezier, den Mufti u. den Berber-Baschi, die sie nicht mit Unrecht für die Anstifter der ihnen feindlichen Maßregeln hielten, zu verbannen. Khalet-Effendi nahm alle seine Schätze und einen Schutzbrief des Sultans gegen alle Todesbefehle mit nach Italien; dies sicherte ihn aber nicht, daß der habsüchtige, nach seinen Schätzen lüsterne Sultan ihn bald darauf hinrichten ließ. Auch Khurschid Pascha wollte er hinrichten lassen, allein dieser starb noch, bevor ihn der Befehl hierzu erreichte. Auch den neuen Großvezier Abdallah entsetzte er bei dem Eintreffen unglücklicher Nachrichten aus Morea im März 1823. Die letzten Empörungen der Janitscharen hatten M. indessen gezeigt, wie gefährlich diese Milizen ihm werden könnten; er bereitete, da ihm die Besetzung Morea's durch Ibrahim Pascha, Sohn des Paschas von Aegypten, einigermaßen Ruhe gewährt hatte, die Vernichtung derselben vor und war im Stillen so thätig, daß, als 1826 der Sturm losbrach und die Janitscharen wieder wegen der im Mai 1826 wirklich erfolgten Errichtung neuer Truppen im Juni die Fahne des Aufruhrs erhoben, dieselben gänzlich geschlagen und durch Schwert und Feuer vernichtet wurden. Auch hier zeigte sich der Sultan höchst grausam, und man rechnet, daß über 15,000 Janitscharen theils im Kampf umkamen, theils in den Kasernen verbrannten, theils nach dem Siege hingerichtet wurden. Die

Janitscharen wurden aufgelöst, und M. ging nun mit Eifer an d
Errichtung nach europäischer Art organisirter, gekleideter und exercirt
Truppen. Während dieser Zeit hatten sich die Verhältnisse mit Ruß
land friedlich gestaltet. Als die griechische Revolution begonne
hatte, hatte Rußland, in der Meinung, daß dieselbe von dem Demo
gogismus, der sich in dem südlichen Europa besonders thätig zeigt
angestiftet sei, die Waffen nicht ergriffen; indessen hatten sich spät
als die Türken in Folge ihrer Siege die Moldau und Wallachei mi
Truppen besetzten, und über die Schifffahrt im schwarzen Meere Dif
ferenzen mit diesem Cabinette erhoben, und der russische Gesandt
Stroganoff hatte endlich 1822 Constantinopel drohend verlassen, un
Oesterreich und England führten die Unterhandlungen allein; indess
wurde die Geduld der europäischen Diplomatie durch die Halsstarrig
keit M.s und seiner Umgebung oft auf harte Proben gestellt. Al
aber M. endlich die Moldau und Wallachei räumte und der Vertra
von Akjermann noch manche andere Bestimmungen zu dem Frieden
von Bukarest hinzufügte, kehrte im Oct. 1826 ein russischer Gesand
ter, der Graf von Ribeaupierre, nach Constantinopel zurück. Doch
war er noch nicht lange wiedergekehrt, als der Vertrag von London, 6
Juli 1827, England, Frankreich und Rußland verband, um der
Sultan zu nöthigen, Griechenland aus seiner Herrschaft zu entlassen.
Um diesen Vertrag nun zu unterstützen, erschienen die vereinten eng
lisch-französischen und russischen Flotten unter Codrington im mittel
ländischen Meere, und diese verbrannten vom 20—23. Oct. 1827,
ohne daß jedoch Codrington förmlichen Befehl dazu von seinem Hofe
hatte, die türkisch-ägyptische Flotte im Hafen zu Navarin. Alles
dies steigerte die Hartnäckigkeit M.s und die Erbitterung desselben
gegen Rußland, das er für den Anstifter dieses Unglücks hielt; er ver
warf alle Vermittelungsvorschläge, und der russische Gesandte reis'te

daher von Neuem ab und der englische und französische folgten bald. Im April 1828 kam es zum Bruch mit Rußland. Zwar drangen die Russen im ersten Feldzuge nur bis zum Balkan vor und eroberten die untern kleinen Donaufestungen Braila, Hirsowa u. s. w., nahmen auch zu Ende des Feldzugs Varna; zogen sich jedoch von den belagerten Festen Schumla und Silistria beim Beginnen des Winters zurück, allein im 2. Feldzuge machten sie reißende Fortschritte, überschritten den Balkan, besetzten Adrianopel, drangen in Asien bis Erzerum vor und nöthigten den Sultan, den Vertrag vom 6. Juli 1827 anzunehmen und am 14. Sept. Frieden zu schließen. M. benutzte übrigens die Zeit, während er in Krieg verwickelt war, zu Abänderungen in den bisherigen Religionsgebräuchen und Observanzen. So erlaubte er den Muhamedanern Wein zu trinken, nahm eine seiner Odalisken nur in leichten Schleier verhüllt und auf fränkische Art gekleidet, mit zu den Uebungen der Truppen und gestattete den Frauen seiner Unterthanen auf ähnliche Weise auszugehen. Die Stimmen in Europa über M. sind getheilt: die eine Partei hält ihn für einen abscheulichen Wüthrich, während ihn die andere für den Retter seines Reichs ansieht. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Große Grausamkeit, fast Blutdurst und Habgier läßt sich M. nicht absprechen; indessen liegt die Schuld wohl größtentheils in dem Zustande seines Volks, in den türkischen Sitten, wo das, was uns Grausamkeit scheint, nur weise Festigkeit ist, in den Religionsansichten der Türken und in der Erziehung M.s. Nicht abzusprechen ist ihm übrigens große, freilich oft in Hartnäckigkeit ausartende Festigkeit, die es auf das Aeußerste ankommen läßt, ehe er nachgibt, und eine Vorurtheilslosigkeit, die ihn zu einem, einst gesegneten Reformator des türkischen Reichs machen wird, wenn letzteres anders den gegenwärtigen Schwächezustand noch zu überwinden vermag. Das Volk haßt ihn übrigens we-

gen seiner Neuerungen wie die Pest, und nur die Furcht vermag es im Zaume zu halten.

Mahomed, s. Muhamed.

Mähren, österreichische Markgrafschaft, welche mit dem österreichischen Schlesien ein Gubernium bildet, liegt zwischen Schlesien, Ungarn, dem Lande Oesterreich unter der Ens und Böhmen und ist 417⅓ und mit Schlesien 481½ QM. groß, mit 1,990,500 E. Die Oberfläche ist wegen des mährisch-schlesischen Gebirges und Riesengebirges bergig u. rauh, aber reich an Steinkohlen, Eisen, Salz, Alaun, Vitriol, Schwefel ꝛc. Von den Flüssen sind die March, Taya, Oder, Saczawa, Igla, Ostrawitza, Oels, Oppa, Mora, Weichsel und Biela die größten. Garten- und Weinbau, Viehzucht, Bergbau auf Kupfer, Silber, Eisen, Steinkohlen, Alaun, Vitriol und Schwefel; Leinen-, Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Färberei, Papiermühlen, Verfertigung von Eisenwaaren und Leder, Handel. Das Gubernium ist in 8 Kreise: Ollmütz, Brünn, Iglau, Znaym, Hradisch, Prerau, Teschen und Troppau, die beiden letzten in Schlesien, eingetheilt. Die Hauptstadt ist Brünn.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand (lat. Mediolanum, ital. Milano). I. (Geogr.), 1) die Lombardei, österreichisches Gubernium oder Provinz im lombardisch-venetianischen Königreich in Italien, zwischen Helvetien, Modena, Parma und dem sardinischen Staate; 402¼ QM. groß, mit 2,310,200 E.; ist in 9 Delegationen: Mailand, Mantua, Brescia, Cremona, Bergamo, Como, Sondrio oder Valtellina, Pavia, Lodi und Crema getheilt. 2) Delegation im mailändischen Gubernium, zwischen Como, Bergamo, Lodi, Pavia und Sardinien; 48 QM. groß, mit 463,500 E. Darin die Flüsse: Ticino, Adda, Lambro, Muzza, Olona, Seveſe und die Kanäle Naviglio grande und Naviglio Mor-

tesana. Das Land gleicht einem fruchtbaren Garten, in welchem Felder, Wiesen, Wein- und Obstgärten wechseln. Es ist in 16 Distrikte abgetheilt. 3) Hauptstadt darin, an der Olona, durch den Kanal Naviglio grande mit dem Ticino, und durch den Naviglio Martesana mit der Adda verbunden; Residenz des Vicekönigs, Sitz der Landesregierung und eines Bischofs; Schloß Villa Belgiojoso, 4797 H. 129,800 E. Domkirche, Circus, großes Hospital für 3600 Kranke; Seiden-, Baumwollenzeug- und Bandmanufakturen, Kattundruckerei, Tabaks-, Schwefel-, Tapeten-, Glas- und Spiegelfabriken, Wachsbleichen, Gemüsebau; Handel. Ambrosianische Bibliothek, Museum, Naturaliensammlung, Münzkabinet, Sternwarte, Akademie der schönen Künste, Institut der Wissenschaften und Künste, Conservatorium der Musik. 4) königl. sardinische Provinz zwischen Helvetien, dem lombardisch-venetianischen Königreiche und den Provinzen Genua, Montferrat und Piemont; 154 QM. groß mit [illegible] E. Die Provinz ist in die Bezirke: Alessandria, Lumellina, Tortona, Voghera, Bobio, Siccomario, Vigevano, Novara und Sesia getheilt. II. (Gesch.), M. war vor Alters eine Stadt der insubrischen Gallier im transpadanischen Gallien und späterhin unter den Römern, die es zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege eroberten, ein Sitz der Wissenschaften und feinen Cultur, daher es, einer alten Inschrift zu Folge, den Namen des neuen Athen bekam. Merkwürdig ist M. als Sitz des Druidendienstes in Italien. Nach dem Untergang des weström. Kaiserthums hatte M. gleiches Schicksal mit dem übrigen Italien, und unter den Longobarden ward es die Hauptprovinz, bis Karl der Große ganz Ober-Italien unter dem Titel des lombardischen Reichs mit dem fränkischen vereinigte (774) und an seine Nachfolger vererbte, die sich als Könige von Italien gewöhnlich zu M., (auch zu Pavia), mit der eisernen Krone krönen ließen. Nachdem

Otto I. durch seine Krönung daselbst (961) Italien wieder den Deutschen unterworfen und die innern Unruhen beigelegt hatte, wurde M., wie die andern lombardischen Städte, durch kaiserliche Statthalter oder Präfecten regiert und die Ruhe einigermaßen erhalten. Als aber in der Mitte des 12. Jahrhunderts die italienischen Städte durch Handelsindustrie wohlhabender wurden und der Geist demokratischer Freiheit sich zu regen anfing, ertrugen sie das ihnen verhaßte deutsche Joch nur so lange, als die Kaiser sich persönlich mit einem Kriegsheer dort befanden, daher die öftern Alpenzüge, um gegen die aufrührerischen Städte und gegen die Anmaßungen der Päpste die Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche aufrecht zu halten. Kaiser Friedrich I. zog in dieser Absicht 6mal über die Alpen (1154—84), wozu ihn, nächst den päpstlichen Streitigkeiten, vorzüglich die Mailänder veranlaßten. Denn M., die wohlhabendste und bevölkertste Stadt in der Lombardei, war nicht nur das Haupt der kaiserlichen Gegenpartei, sondern auch die erste, die sich über ihre Nachbarn, besonders Como und Lodi, eine Herrschaft zueignete und in beständige Händel mit Pavia verwickelt war. Man schätzte ihre Macht, womit sie sich in ihren Ringmauern vertheidigen konnte, auf 60,000 Mann, als Friedrich die Stadt belagerte (6. Aug. — 8. Sept. 1158) und sie durch Hunger zur Uebergabe zwang. Demüthigend war die Unterwerfung, denn der Erzbischof, die Rathsherrn und die Vornehmsten der Stadt mußten barfuß und Jeder mit einem bloßen Schwert am Halse fußfällig den Kaiser um Gnade bitten, alle Einwohner von 14 bis 80 Jahren den Eid der Treue schwören, dem Kaiser mußten gleich 9000 Mark Silber erlegt und 300 Geißeln geliefert werden. Als Friedrich hierauf die Regalien und Kroneinkünfte auf einer allgemeinen Ständeversammlung wieder auf den alten Fuß gesetzt hatte, weigerten sich die Mailänder, den Beschlüssen Folge zu leisten. Der Kaiser bestrafte

sie auf eine abschreckende Weise: nach einer langen Belagerung (vom April 1171 — März 1162) mußte die Stadt sich ergeben, ward ausgeplündert und bis auf einige Kirchen gänzlich zerstört. Diese Grausamkeit, mit der Friedrich noch gegen andere widerspenstige Städte wüthete, als Chieri, Tortona, Crema u. a. m. und das Mißvergnügen aller Lombarden über die Bedrückungen der kaiserlichen Beamten, gab, neben den Bannflüchen des Papstes Alexanders III., zu dem großen lombardischen Städtebund die Veranlassung. M. erhob sich aus seinen Trümmern (1167) und ward nach dem Sieg der Conföderirten bei Legnano (1176) eine freie Stadt. Die Kaiser sollten nach dem kostnitzer Vertrag (1183) die obersten Lehnherrn und Richter bleiben; aber ihre Einkünfte aus den Domänen gingen auf immer verloren. Auf seinem 6. Römerzuge (1184) ließ Friedrich noch zu M. seinen Sohn und Thronfolger, Heinrich VI., zum König von Italien krönen. M. hatte, gleich den meisten italienischen Städten, seine eigne Municipalverwaltung immer gehabt; aber der Versuch, sie jetzt besser zu organisiren, da sie der Mittelpunkt einer kleinen Republik geworden war, scheiterte stets an der Eifersucht der beiden Staatsparteien, der Guelfen und Gibellinen, die sich einander die Oberherrschaft streitig machten. Guido della Torre war das Haupt der erstern; an der Spitze der andern stand Matthäus Visconti, der das Volk auf seiner Seite hatte. Er behielt endlich die Oberhand und ward der Stifter des regierenden Hauses, das 150 Jahre lang M. beherrschte. Ihn bestätigten sowohl Heinrich VII. (1310), als Ludwig der Baier (1317) als Reichsverweser oder Vicecomes, um durch die gibellinische Partei dem kaiserlichen Ansehen in Italien wieder aufzuhelfen. Nach ihm folgte sein ältester Sohn, Johann Galeazzo, im mailändischen Vicariat (1322—28), dann sein Enkel, Azo (1339), und nach einander seine beiden jüngern Söhne, Luchinus (st. 1349) und Johan-

nes, der zugleich Erzbischof war, nach ihnen Barnabo (1354) und Galeazzo (1385—1402), Enkel von seinem vierten Sohn, Stephan (st. 1327). Dem Titel nach waren sie Alle nur kaiserliche Statthalter (vicarii imperiales), aber in der That Oberherrn des mailändischen Staats, der schon unter Azo eine Menge der schönsten und blühendsten Städte mit ihren Gebieten begriff, wie Lodi, Piacenza, Crema, Cremona, Pavia, Brescia, Bergamo, Novara, Como und Vercelli, wozu unter Lucchinus noch Parma, Asti, Bobbio, Tortona, Alessandria, Valenza und der ganze Strich von Piemont bis an die Alpen kamen. Die übrigen italienischen Staaten wünschten, daß Kaiser Karl IV. diesen so mächtig gewordenen Staat in seine ursprünglichen Grenzen einschränken möchte; allein er begnügte sich mit ansehnlichen Summen von ihm und verließ beidemal Italien, ohne die Visconti in ihrer Herrschaft zu stören (1355 und 1368). Der Kaiser Wenzel ertheilte Johann Galeazzo (II.) gegen 100,000 Goldgulden die Würde und den Titel eines Herzogs von M. und Grafen von Pavia (1395). Auf diese Art wurde zwar der mailändische Staat bei dem Reiche erhalten, denn das neue Herzogthum wurde ein Reichslehn; aber die kaiserliche Vergebung der Vicariate in der Lombardei hörte auf. Mit Galeazzo's Sohn, Philipp Maria, der seinem ermordeten Bruder Johann Maria gefolgt war (1412), erlosch der Viscontische Mannsstamm (1447). Seine Tochter, Valentine, war an Ludwig, Herzog von Orleans, vermählt; Friedrich III. hätte daher M. als ein erledigtes Reichsmannlehn einziehen können, war aber für sich zu schwach und unentschlossen hierzu, und von den Reichsständen war keine Hülfe zu erwarten. Drei Prätendenten machten sofort Ansprüche: der Herzog Karl von Orleans von seiner Mutter Valentine her, König Alfons V. von Aragonien wegen eines Testaments, und der Gr. Franz Sforza, als Gemahl der Blanca Maria, natürlichen Tochter des letz-

tern Herzogs. Derselbe bemächtige sich als glücklicher Condottieri des Herzogthums mit der Hauptstadt (1451) und ward von den Mailändern als Herzog anerkannt, wiewohl ihm Friedrich die Bestätigung versagte. Seine Nachkommen erhielten sich (1466 — 1535) kaum unter beständigen Unruhen, Familienhändeln und Kriegen zwischen Oestreich und Frankreich. Meuchelmord, Verrath und Successionsstreitigkeiten machen fortan den Inhalt der mailandischen Geschichte aus. Schon Sforza's Sohn, Galeazzo Maria, der seine Mutter vergiftet hatte, ward das Opfer einer Verschwörung (1476), und seinem Enkel, Johann Galeazzo, raubte sein eigner Oheim und Vormund, Ludwig mit der Maulbeere oder Moro, Herrschaft und Leben (1494). Dieser arglistige Prinz, der Urheber aller nachherigen Bewegungen in Italien, hatte den König Karl VIII. von Frankreich zu einem Zug nach Neapel verleitet, um durch ihn den Schwiegervater seines Mündels, den König Alfons II. von Neapel, zu beschäftigen und so sich selbst in usurpirter Herrschaft zu behaupten, wurde jedoch bald darauf der Stifter eines großen Bündnisses gegen Karl und ward wieder von Ludwig XII. wegen der Ansprüche des Hauses Orleans vertrieben, von den Schweizern verlassen und ausgeliefert (1550), M. selbst aber in mehrern Tractaten vom Kaiser Maximilian I. an Frankreich versprochen und zuletzt auch diese Krone damit belehnt (1505). Als aber die Eifersucht der andern verbundenen Mächte über Frankreichs Fortschritte in Italien erwachte und sie gegen dasselbe die heilige Ligue schlossen, eroberte Maximilian Sforza, Ludwigs Sohn, mit Hülfe der Schweizer M. wieder (1512) und trat an letztere dafür Chiavenna, Bormio und das Veltlin ab. Seine neue Herrschaft war von kurzer Dauer; denn Franz I. kündigte sich sogleich nach seiner Thronbesteigung als Herzog von M. an, erneuerte den Krieg und war nach der Schlacht bei Marignano wieder Herr vom

ganzen Herzogthum (1515), das ihm der gefangene Maximilian Sforza gegen eine Pension abtreten mußte. Dessen Bruder, Franz II., gelangte aber im madrider Frieden wieder zum wirklichen Besitz (1526), nahm aber französische Partei gegen Karl V. und wurde darüber aus M. verjagt, nachher aber im Frieden von Cambray restituirt (1529). Mit ihm starb (1535) der Sforzaische Mannsstamm aus, und Karl V. zog M. für sein Haus als eröffnetes Reichslehn ein, wogegen Franz II., König von Frankreich, Widerspruch erhob und es vielmehr für einen seiner Prinzen begehrte. Der Papst Paul III. vermittelte noch einen Waffenstillstand (1538), und im Frieden zu Crespy sollte der Herzog von Orleans M. mit der Hand einer kaiserlichen Prinzessin erhalten, aber nach dessen baldigem Tode (1545) übertrug es Karl aufs Neue seinem Prinzen Philipp (II.). So kam M., wozu aber Parma und Piacenza nicht mehr gehörten, an die Krone Spanien und wurde von dieser Zeit an durch Statthalter regiert. Im spanischen Erbfolgekrieg besetzten es die Franzosen wieder (1701), aber räumten es, vermöge einer geschlossenen Generalcapitulation mit den andern Plätzen der Lombardei (1707), bis Oestreich durch den badener Frieden (1714) im Besitz von M. blieb und darin durch den aachener Frieden (1748) bestätigt wurde, doch mit Ausnahme derjenigen Stücke davon, welche sowohl der König Leopold, als Karl VI. und Maria Theresia an Sardinien abgetreten und dem deutschen Reiche ebenfalls vorbehalten hatten (1703, 1736, 1748). 1796 bemächtigten sich die Franzosen des Landes und erklärten es im Frieden zu Campo-Formio 1797 für einen Theil der cisalpinischen Republik. Obgleich die Oestreicher und Russen 1799 diese Republik vernichteten, so blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italienische Republik und 1805 in italienisches Königreich um, von welchem

das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereignisse 1814 dasselbe auflösten. Oestreich vereinigte Mailand und Mantua mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche, dessen westlicher Theil, das Gouvernement Mailand, 2,194,000 Einw. auf 398 QM. enthält. Auch Sardinien erhielt in dem pariser Frieden 1814 seinen alten Antheil am ehemaligen Herzogthum Mailand (146 QM.) zurück.

Mailáth (Johann Nepomuk, Graf von), geb. 1786 zu Pesth, k. k. Kämmerer, einer der ersten Staatsmänner in Ungarn, der berühmteste unter den neuern Dichtern der Magyaren; hinterließ: »Magyarische Sagen und Märchen,« Brünn 1825; »Uebersetzung magyarischer Gedichte,« Tübingen 1825; »Gedichte,« Wien 1825.

Maimon (Moses Ben), oder Maimonides, auch Rambam, geb. zu Cordova 1139, jüdischer Polyhistor, Schüler von Averroes und überhaupt in theologischen und philosophischen Wissenschaften unterrichtet, zog er sich den Haß und Neid seiner Glaubensgenossen zu und ging, um demselben sich zu entziehen, nach Aegypten, wo er anfänglich mit Juwelen handelte, dann aber beim Sultan Saladin als Leibarzt in Dienste trat, stiftete zu Alexandrien eine eigene Schule und st. zu Kairo 1209. Christen und Juden seiner Zeit wetteifern in Bewunderung der Gelehrsamkeit dieses Rabbinen. Er erhielt die Beinamen: **Doctor fidelis, Aquila magna, Gloria Orientis, Lux Occidentis**; hinsichtlich seiner talmudischen Gelehrsamkeit, wovon sein »**Commentarius in Mischnam,**« arabisch geschrieben, ins Hebräische übersetzt und lateinisch den Ausgaben der Mischna und des Talmuds beigedruckt, zuerst Neapel 1442, Fol., erschienen, zeugt, auch wurde ihm von den Juden der Lobspruch beigelegt: **a Mose ad Mosen non est major hoc Mose**; auch gab er unter dem Titel: »**Jad Chazakha**« (die starke Hand) einen Auszug des Talmuds heraus, der aus

dem Hebräischen übersetzt, lateinisch, in 4 Bänden, Venedig 1490, und oft, zuletzt in 5 Bänden, Amsterd. 1702, erschien. Für sein Hauptwerk in philosophischer Hinsicht, indem er die Aristotelische Philosophie auf Erklärung des alten Testaments anwendete, gilt sein Werk: »**Moreh Nevochim**,« lateinisch übersetzt, als »**Doctor perplexorum**,« Basel 1629, 4., neueste Aufl., Berlin 1791, 4.; auch hat man von ihm ein medicinisches Werk, lateinisch übersetzt: »**Tr. de regimine sanitatis, ad Saldanum regem**,« Florenz o. J., Augsburg 1518, 4., Commentare über des Hippokrates Aphorismen u. m.

Maimon (Sal.), geb. zu Neschwitz in Litthauen, Sohn eines armen Rabbinen; zeigte von Jugend auf eine große Neigung zu den Wissenschaften, hatte aber dabei mit Armuth und vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, führte ein sehr unstätes Leben, das auch durch Unterstützungen, die er von Moses Mendelssohn in Berlin empfing, nicht geregelt wurde; st. zu Siegersdorf bei Freistadt in Schlesien, wo ihm der Graf von Kalckreuth einen ruhigen Aufenthalt vergönnt hatte, 1800; hinterließ mehrere (ziemlich dunkle) philosophische Schriften, wie: »Versuch über die Transscendentalphilosophie,« Berlin 1790, nahm auch an der Herausgabe von Moritz's »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde« vom 9. Bande an Theil. Sein von ihm selbst beschriebenes Leben, in 2 Bänden, gab K. P. Moritz, Berlin 1792 u. 93, heraus.

Main, Fluß in Deutschland, entsteht aus der Vereinigung des rothen und weißen Mains. Der erste entspringt im Fichtelberge, nicht weit vom Fichtelsee, letzterer hat am Ochsenkopf im Obermainkreise seine Quelle; beide vereinigen sich bei Steinhaus. Der Main fließt dann durch den baierischen Ober- und Untermainkreis, wird bei

Bamberg schiffbar und fällt, Mainz gegenüber, [illegible] Laufe von 60 Meilen, in den Rhein. Er nimmt mehrere Flüsse auf.

Mainotten, Bewohner des Gebirgsbezirks Maina, einer Halbinsel in der Nähe des alten Sparta im südöstl. Morea. Fälschlich leitet man ihren Namen von μανια (Wahnsinn) ab, weil sie sich, Unsinnigen gleich, unter ihre Feinde stürzen sollen. Vielmehr ist Maina, nach Leake, der ital. Name dieses Landes; das griech. Wort ist Mani und die Eingeborenen heißen Maniati. Man hat die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; es ist aber wahrscheinlicher, daß sie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenlands sind, die zur Zeit der Unterjochung in diesem vom Meer und von unersteiglichen Felsen geschützten Erdwinkel Sicherheit fanden. Ihre Anzahl beträgt gegen 60,000, darunter 15,000 Bewaffnete; sie sind griech. Christen und haben sich in beständiger Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft erhalten. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freiheitliebend, räuberisch. Uebrigens leben sie unter sich in einem gesellschaftlichen Zustande, halten die Gastfreundschaft heilig und sind einfach, mäßig und strenge in ihren Sitten. Wer ihnen von einem Gastfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen wohnen. Die Bewohner ihrer Hauptstadt, Maina, sind Kaufleute, und europäische Handelsschiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet sich in den Händen der Kapitanis, welche von ihnen aus den ältesten Familien des Landes erwählt werden. Die Kapitanis stehen unter einem Bey mit eingeschränkter Gewalt. In den Dörfern verwalten die Primaten Justiz, Polizei u. s. w. Die Mainotten treiben Ackerbau, Viehzucht, Oelbau, Spinnerei und Weberei.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), Geliebte Ludwigs XIV. und Enkelin von Theodor Agrippa d'Aubigné, wurde

1635 im Gefängniß zu Niort, wo ihr Vater, Constant d'Aubigné, eingeschlossen war, geboren. Nachdem ihre Eltern frei geworden, wurde sie von denselben als dreijähriges Kind nach Amerika geführt und wäre fast durch die Nachlässigkeit ihrer Wärterin, Raub einer Schlange geworden. Im 12. Jahre verlor sie ihren Vater, kehrte mit der Mutter nach Frankreich zurück, wurde aber von Madame de Neuillant, einer Verwandten, mit vieler Härte behandelt und war daher froh, als der Dichter Scarron ihr seine Hand anbot (1651). Sein Alter und körperliche Gebrechen machten sie indeß nur zu seiner Freundin. Da das Haus Scarrons der Sammelplatz der besten Köpfe Frankreichs in damaliger Zeit war, erwarb sie sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Bescheidenheit und Geist allgemeine Liebe und Achtung. Der Tod Scarrons (den 27. Jan. 1660) versetzte sie wieder in die drückendste Armuth und sie stand schon im Begriff, nach Portugal zu gehen, um dort die Erziehung einiger Kinder zu übernehmen, als Frau von Montespan, Geliebte Ludwigs XIV., ihr eine Pension auswirkte und ihr später die Erziehung ihrer beiden mit dem König erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouse, antrug. Eine unerklärliche Abneigung des Königs, der sie für eine Scheinheilige hielt, verwandelte sich bei näherer Kenntniß bald in Hochachtung, welche bei dem herrschsüchtigen Charakter der Frau von Montespan kurz darauf in eine innige Neigung überging. Das herannahende Alter des Königs machte ihm bei dem Druck der Geschäfte eine treue Freundin nöthig und er fand sie in der Scarron. 1685 ließ sich Ludwig XIV. sogar mit ihr durch unauflösliche Bande vereinen; dennoch hatte diese Erhebung nur wenig Einfluß auf ihren Charakter; sie blieb nach wie vor abgeschieden von der Welt. Bei ihrem Einfluß auf den König konnte es jedoch nicht fehlen, daß alle wichtigen Geschäfte durch ihre Hände gingen, so wie ihr selbst Schuld gegeben wird,

die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 bewirkt zu haben. Wäh-
rend des spanischen Successionskriegs entfernte sie Vendome und Ca-
linat von der Armee; Marsin wurde Befehlshaber in Deutschland
1703 und Chamillart Minister. Auch hatte sie an der Andächtelei
des Königs großen Antheil. Uebrigens war sie wohlthätig und eine
Beschützerin der Künste und Wissenschaften. Nach des Königs Tode
begab sie sich in die von ihr gestiftete Abtei St. Cyr, und starb daselbst
den 15. April 1719. Man hat von ihr: »Lettres et Mémoires
le Mad. de Maintenon,« Haag 1757, 15 Th. 12.; 1778, 16
Bde. 12.; 1807, 6 Bde. 12.; deutsch, Leipzig 1757, 3 Bde. 8.
Sie sind mit Geist geschrieben, aber auch mit so vieler Zurückhaltung,
als hätte sie das Bekanntwerden derselben vorausgesehen. Ihre
trockene, präcise und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters.
Dennoch sind diese Briefe sehr interessant. Die neueste Schilderung
der Maintenon lieferte Bredow in dem Taschenbuche »Minerva« a.
d. J. 1814 und 15. Die Biographien der Maintenon von Re-
gault-Warin und der Madame Genlis sind Romane.

Mainz, 1) (Geogr.), Hauptstadt der großherzoglich hessischen
Rheinprovinz, am Einflusse des Mains in den Rhein; ist mit dem
am Rhein gegenüber liegenden Castell oder Cassel eine deutsche Bun-
desfestung. Sie hat 2195 H. 26,600 E., eine Citadelle, die Dom-
kirche eines Bisthums, zu dem das Großherzogthum Hessen-Darm-
stadt gehört, das Schloß, jetzt ein Kauf- und Lagerhaus, Zeughaus u.
s.; Zuckersiederei, Tabaks-, Liqueur-, Essig-, Karten-, Fayance-, Le-
der- und Saffianfabriken, Baumwollenspinnerei, Barchentweberei,
Bleiche, Weinbau; Handel, Schifffahrt, Hafen, Holzflößerei; Mu-
seum, gelehrte Gesellschaft, Gymnasium, Seminar, Bibliothek, Bü-
cher-, Gemälde- und Naturaliensammlungen, römische Alterthümer.
2) (Gesch.) M., von Tacitus und Ammianus Marcellinus Mogun-

tiacum, von Ptolemäus Monconicum, von And. auch Moguntia genannt, verdankt seinen Ursprung dem röm. Feldherrn Drusus, de bei seinem Kriege mit den Katten in dasiger Gegend über den Rhein ging und eine Festung dieses Namens anlegte, in deren Nähe späte eine Stadt entstand. Nach And. war M. weit älter, ward von der Mediomantrikern erbaut, kam 72 v. Chr. an die Vangionen, 27 n Chr. an die Römer, unter denen erst Drusus sein Castel baute. M ward, nachdem es 406 von den Vandalen völlig zerstört worden wa und seitdem mehrere Jahrhunderte lang in Trümmern gelegen hatte von dem fränkischen König Dagobert wieder aufgebaut und bis an der Rhein erweitert, welchen Umfang es zu den Zeiten der Römer nich gehabt hatte. Eine glänzendere Epoche begann für dasselbe seit Bo nifacius und Karl dem Gr.; doch ist nicht völlig entschieden, ob es sich zu einer Reichsstadt erhoben habe oder nicht. M. stand aber im 13 Jahrh. an der Spitze des rheinischen Bundes, der zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels geschlossen wurde. In den zwischen dem abgesetzten Kurfürsten Diether und seinem Gegner Adolph von Nassau entstandenen Streite eroberte der letztere 1462 die Stad mit List und machte sie dem Erzstift unterwürfig. Kaiser Friedrich III. forderte sie zwar anfangs für das Reich zurück, Kaiser Maximi lian aber begab sich 1486 aller Ansprüche auf dieselbe und dehnte auch auf sie die dem Erzstift verliehenen Freiheiten aus. Im 30jährigen Kriege ward M. 1631 von Gustav Adolph eingenommen, der dessen Festungswerke vermehrte und da, wo der Main in den Rhein fällt links vom Main, die (jetzt in Trümmern) Gustavsburg anlegte. Doch mußten 1635 die Schweden wieder den Kaiserlichen weichen, welch die Stadt ihrem Kurfürsten zurück gaben. 1644 ward es von den Franzosen erobert, aber im münsterschen Frieden 1648 gleichfalls wie der zurück gegeben. 1688 ließ sich der Kurfürst überreden, M. de

Franzosen nochmals einzuräumen; im folgenden Jahre aber ward es von den Kurfürsten von Baiern und Sachsen und dem Herzoge von Lothringen mit 60,000 Mann angegriffen und nach einem blutigen Sturm erobert. Als 1734 die Franzosen aufs Neue Miene machten, M. zu erobern, legte der Prinz Eugen eine starke Besatzung hinein und erhielt zur Vermehrung und Verbesserung der Festungswerke desselben 1735 vom Reiche zwei Römer-Monate verwilligt. 1792 fiel es durch Feigheit und Verrath in die Hände des franz. Gen. Custine, ward ihm aber 1793 von den Preußen und Hessen, unter persönlicher Führung des Königs Friedrich Wilhelm II., nach harter Belagerung abgenommen. Dieselbe wurde nach einer 2monatlichen Blokade und nach einer 35 Tage offnen Tranchée am 22. Juni 1793 mit einer Capitulation geendet, wodurch die Franzosen freien Abzug erhielten, jedoch dagegen versprachen, 1 Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen, wogegen sie vom Convent gegen die Vendée verwendet wurden. Der damalige preuß. Angriff auf M. erfolgte von der Südseite her in 3 Parallelen, mit denen man jedoch den Fuß des Glacis noch nicht erreichte und dachte eben an eine 4., als die Capitulation erfolgte. Auch Cassel und Fort Mars hatte man mit Tranchéen angegriffen; 1797 wurde M. den Deutschen durch Aushungern abermals abgenommen und endlich in dem Frieden zu Rastadt 1797 und zu Luneville 1801, als zum linken Rheinufer gehörig, förmlich an Frankreich abgetreten. 1813 und 1814 wurde M. bloß blokirt, nicht belagert, fiel 1814 an Deutschland zurück und wurde, nach einem Beschlusse des wiener Congresses, dem Großherzoge von Hessen übergeben, jedoch so, daß M. in militairischer Hinsicht als deutsche Bundesfestung betrachtet und als solche von östreichischen und preußischen Truppen besetzt ist. — Unter den vielen Kirchenversammlungen, die zu M. gehalten worden sind, verdienen genannt zu werden: a) die

813 von Karl dem Gr. veranstaltete, von 30 Bischöfen und 25 Aebten besuchte, auf welcher 56, die Religion und deren Wachsthum betreffende Canons festgesetzt wurden; b) die 848 in Gegenwart des Königs Ludwig gehaltene, auf welcher der Mönch Gottschalk wegen seiner Prädestinationslehre verdammt und des Landes verwiesen wurde; c) die 1075 vom Erzbischof Siegfried gehaltene, die Einführung des Cölibats betreffende, auf welcher die versammelten Geistlichen, die sich dasselbe nicht wollten aufdringen lassen, den Erzbischof durch die gröbsten körperlichen Mißhandlungen aus der Versammlung jagten; d) die 1080 und 1085, auf welcher Gregor VII., wegen des über Heinrich IV. ausgesprochenen Bannfluchs für abgesetzt erklärt und an dessen Stelle Wygbert erwählt wurde. 3) (gesch. Geogr.), ehemaliges Erzstift im niederrheinischen Kreise zwischen der Wetterau, Franken, der Grafschaft Sponheim und Würtemberg; hatte 150 QM., 209,000 Ew. Der Erzbischof war Kurfürst, Erzkanzler des Reichs, hatte das Siegel und Archiv des Reichs in Verwahrung und die Kanzlei unter sich; ihm gehörte das Directorium auf dem Reichstag, im Kurfürstencollegium und bei der Wahl; er schrieb Deputations- und Kurfürstentage aus und setzte verschiedene Angestellte beim Reichstage ein. Durch den Luneviller Frieden wurde sein Land secularisirt, dafür bekam er Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar (25 QM., 109,000 Ew.) und nahm seinen Sitz in Regensburg. Das Wappen war ein silbernes Rad mit 6 Speichen in rothem Felde. 4) (Gesch.), das Bisthum M. soll nach historischer Sage schon im Jahre 80 nach Chr. von einem Schüler des Apostel Paulus, Crescens, gestiftet worden sein. Nachdem 745 Bischof Gewilieb abgesetzt worden war, wurde 751 das Bisthum in ein Erzbisthum verwandelt und an den heiligen Bonifacius vergeben. Unter der Regierung des Erzbischofs Willigis wurde dasselbe um 998 zu einem Kurfürstenthum

erhoben. Von diesem Willigis erzählt man, er sei der Sohn eines Wagners oder eines Fuhrmanns in dem braunschweigischen Dorfe Stromingen gewesen, daher er zum Andenken seiner niedrigen Geburt in seinem Wappen nichts als etliche Räder geführt habe, woraus später das kurmainzische Wappen (ein silbernes Rad in rothem Felde) entstanden sei. Wann der Kurfürst das Erzkanzleramt durch Deutschland erhalten habe, ist ungewiß; inzwischen wurde es ihm 1292 von König Adolph, 1298 von Albrecht I. und 1314 von Ludwig IV. bestätigt. Die Länder des Erzstifts erhielten im Verlauf der Zeit ansehnlichen Zuwachs. 1294 kaufte Kurfürst Gerhard II. vom Grafen Heinrich von Gleichen zu Gleichenstein das Eichsfeld. Die Stadt Erfurt, über deren Besitz das Erzstift mit dem Hause Sachsen in Streit war, ward 1665 von dem Erzbischof mit Hülfe französischer und lothringischer Truppen erobert und hierauf von Sachsen völlig an M. abgetreten. Das Amt Kronberg, eine ehemalige Grafschaft, deren Besitzer, als Erbschenken des Erzstifts, Vasallen desselben waren, fiel, nachdem das Geschlecht derselben 1704 mit Johann Niklas erloschen war, kraft kaiserlicher Anwartschaft, an Kurmainz, und als 1736 das gräflich hanauische Geschlecht ausstarb, erhielt das Erzstift durch einen Vergleich mit Hessen-Kassel einen Theil der Grafschaft Hanau. Durch den Frieden zu Luneville 1801 fiel die Stadt M., nebst dem auf dem linken Mainufer gelegenen Theil des Erzstifts an Frankreich, und der Kurfürst erhielt dafür, nach der Bestimmung der niedergesetzten Reichsdeputation (1802 und 1803), gegen Abtretung Erfurts an Preußen, die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg und die Grafschaft Wetzlar, worauf der Kurfürst seinen Sitz nach Regensburg verlegte und von da an den Titel Kurerzkanzler führte. s. Karl v. Dalberg, welcher der letzte Kurfürst war.

Mainzer Centraluntersuchungs-Commission,

Commission, niedergesetzt durch die karlsbader Beschlüsse am 2 Sept. 1819, um den Demagogen in Deutschland nachzuspüren, sie richten und die demagogischen Umtriebe zu hemmen zu suchen. E bestand aus östreichischen, preußischen, hannöverschen, bairischen, denschen, hessen-darmstädtischen und nassauischen Staatsmännern und untersuchte die unbesonnenen Pläne der jungen Angestellten, Studenten u. s. w., welche einen Umsturz der Verfassung beabsichtigten. Allerdings fand sie und die gleichfalls zur Untersuchung verordnete Commission zu Berlin (die zur Verwahrung ihrer Gefangenen das Schloß zu Köpenick eingeräumt bekommen hatte) dergleichen Träumereien die zum Theil auch ins Leben getreten waren. 1826 wurden die Untersuchungen über die russischen Verschwörungen zum Theil mit ihr in Verbindung gesetzt. 1828 löste sie sich auf, nachdem sie die letzten Jahre fast gänzlich ohne Beschäftigung gewesen war. 1822 gab den ersten Bericht von ihrer Wirksamkeit, dem vor ihrer Auflösung noch ein Schlußbericht folgte.

Maistre, 1) (Joseph, Graf von), geb. zu Chambery 1753; emigrirte 1793 aus Frankreich, ward 1799 sardinischer Staatsminister, war von 1803—17 Gesandter am petersburger Hofe; st. 1821 zu Turin. Schriften: »Soirées de St. Petersbourg ou entretiens sur le gouvernement de la providence,« 2 Bde., Paris 1821; »Essai sur le principe régénérateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines,« Paris 1824, in das Deutsche übersetzt von Albert von Haza; »du pape,« Paris 1820; empfiehlt den Feudalismus und die Hierarchie. 2) (Xavier, Graf von), geb. 1764 zu Chambery, jüngerer Bruder des Vor.; diente anfangs im sardinischen Heere, ging aber 1799 mit Suwarow nach Rußland und blieb bei demselben bis zu dessen Tode, hierauf trat er in russische Dienste als Generalmajor und lebte bis 1817 in Petersburg, worauf

er dann in sein Vaterland zurückkehrte. Durchaus nicht den pfäffischen Ideen huldigend, welchen sein Bruder anhing, zeichnete er sich als Schriftsteller und Dichter vorzüglich durch seine in mehrere Sprachen übersetzte Schrift: »Voyage autour de ma chambre« (zuerst 1794, dann 1814 in Petersburg erschienen, deutsch, Basel 1798) u. das Werk: »le Lépreux de la cité d'Aosta« (1811, dann 1817) aus. Von beiden Schriften kamen 1823 verm. u. verb. Ausgaben in Paris heraus, jedoch ohne Namen des Verfassers.

Maittaire (Michel), Literator und Bibliograph, geb. 1668 in Frankreich von protestantischen Eltern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. 1695 ward er Unterlehrer an der Westminsterschule zu London, erhielt aber nach einigen J. eine höhere Lehrerstelle, die er bis zu seinem Tode (1747) bekleidete. Die gelehrte Welt dankt diesem unermüdet fleißigen Schriftsteller eine Folge von guten Ausg. griech. und lat. Classiker; ferner die schätzbaren »Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664« (Haag, Amsterdam und London 1719—41, 5 Bde., 4., und von Panzer in einer neuen Gestalt in 5 Bdn. Nürnberg 1793—97 herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen). 1789 erschien von Denis ein Nachtrag zum Maittaire, welcher über 6000 im 15. Jahrh. gedruckte Bücher enthält. Von den übrigen Werken M.'s nennen wir seine »Historia Stephanorum,« »Historia typographorum aliquot Parisiensium,« »Graecae linguae Dialecti« und seine Ausg. der »Marmora Oxoniensia.«

Maja, die älteste T. des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde mit ihren 6 Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. Auch

die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Cybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus, so daß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erschienen. Von ihnen soll der Monat Mai seinen Namen erhalten haben.

Majestät (lat. Majestas) bedeutet die höchste Würde und Gewalt im Staate, a) eigentlich, wo allen souverainen Staaten, sie mögen eine Regierungsverfassung haben, welche sie wollen, die Majestät zukommt. Daher, die Majestät beleidigen, auf eine grobe Art wider diese höchste Gewalt handeln. b) Figürlich, der äußere Glanz, die äußere Würde dieser höchsten Gewalt, z. B. der König zeigt sich in seiner Majestät. Der Name Majestät wurde schon im republikanischen Rom als Bezeichnung der höchsten Macht und Würde gebraucht, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturz der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die Kaiser über. Von der Zeit an brauchten die Monarchen Roms den Majestätstitel, und von ihnen ging er wieder auf die Kaiser des westlichen Europa's über. Den Königen wurde er erst viel später zugestanden. Im Friedensvertrage von Cambrai 1529 wurde nur Karl V. damit beehrt; 1544 beim Frieden zu Crespy hieß Karl V. kaiserl. und Franz I. königl. Majestät; und im Frieden zu Chateau-Cambresis (1559) finden wir zum erstenmal die allerchristl. und kathol. Majestät gebraucht. Unter den englischen Königen legte sich zuerst Heinrich VIII. den Titel Majestät bei.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majo (Angelo), Abt, früher Jesuit, seit 1813 Aufseher der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, seit 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar und seit 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, hat sich durch Entdeckung mehrerer

Schriften des römischen und griechischen Alterthums aus Codices rescripti, deren Lesen er zuerst durch chemische Mittel bewirkte, sehr verdient gemacht. Auch in der Vaticanbibliothek entdeckte er manchen verborgenen antiquarischen Schatz (Bruchstücke aus Cic. Reden, Reden des Corn. Fronto, Briefe des M. Aurel und L. Verus, Reden des Aur. Symmachus, Bruchstücke aus Dionys. v. Halikarnaß, Isäos, Themistios u. s. w.), worunter vorzüglich das Buch des Cicero: de republica, bemerkenswerth ist; gab gemeinschaftlich mit Zohab, einem Mitgliede des armenischen Collegiums in Venedig, heraus: »Eusebii chronicorum canonum, L. II.«, Mailand 1818; außerdem ist bemerkenswerth »Script. veter. nov. coll.,« ebend. 1825.

Majolica (ital. Kunstgesch.), Töpfergeschirr, dem Porzellan ähnlich an mehreren Orten Italiens verfertigt. Von 1300 an hatte man nur sehr grobe Arbeit und 4 Farben: blau, gelb, grün, schwarz, von 1450 ward es feiner, im Jahre 1500 zu Pesaro ein sehr feines verfertigt und mit Malereien aller Art verziert. Man benutzte die Zeichnungen der besten Künstler zu diesem Geschirr und verfertigte um 1540 manches Gelungene in dieser Art, jedoch versinkt die Kunst von 1560 an gänzlich. Man arbeitete sogar Tischblätter, Altarblätter u. dgl. in diesem Stoff. Daß Raphael, angeblich ein Geliebter der Tochter eines Töpfers, derselben zu Gefallen in diesem Stoff gearbeitet habe, ist ein Irrthum und gründet sich darauf, daß man oft Raphaelsche Arabesken auf M. copirte. Vergl. Faence.

Major, in der Logik, der Obersatz, der allgemeinste Satz in einem Syllogismus.

Major Domus (Maire du Palais, Hausmeier), sonst auch Sennechal genannt, der Titel des angesehensten Staats- und Hofbeamten im alten fränkischen Reiche, welcher Aufseher des königl. Hauswesens war, daher Truchseß. An dieses Amt knüpfte sich bald

die Stelle eines ersten Herzogs, d. i. der Oberbefehl über das Heer (s. Pipin und Frankreich). Vgl. die »Geschichte der merovingischen Hausmeier,« von G. H. Pertz (Hannover 1819), und die lat. Preisschrift von F. W. v. Zinkeisen (Jena 1826).

Majorano (Gaetano), genannt Caffarelli, ein berühmter italienischer Sänger und Kastrat, geb. in der neapolitanischen Provinz Bari 1707, war der Sohn eines armen Bauern, erlangte aber durch seinen Gesang nächst Farinelli allgemeine Bewunderung und so große Reichthümer, daß er 1760 ein Herzogthum kaufen konnte, wovon er den Titel Duca di santo dorato annahm. Bei seinem Tode zu Neapel 1783 hinterließ er seinem Neffen ein jährliches Einkommen von 12,000 Dukaten.

Majorat, diejenige Ordnung der Erbfolge, nach welcher unter mehreren gleich Nahen des nächsten Grades der an Jahren Aeltere allein Erbe ist. Majoratsherr, der Besitzer eines Majoratsguts, das vorzugsweise dem nächsten ältesten Erben hinterlassen werden muß, und daher weder veräußert, noch verpfändet werden kann. Ist unter mehrern gleich Nahen des nächsten Grades der an Jahren Jüngere allein Erbe, so heißt diese Ordnung der Erbfolge Minorat. Das Seniorat ertheilt die ausschließende Erbfolge dem Aeltesten in der ganzen Familie, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft. Die Primogenitur, oder das Erstgeburtsrecht, giebt vorzugsweise die Erbfolge dem Aeltesten der ältesten Linie.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, s. Minorennität.

Majorca (Mallorca), 1) (Baleares), spanische Provinz, besteht aus den balearischen Inseln Mallorca, Minorca, Cabrara (Ziegeninsel), Dragonera und den pythiusischen Eilanden Ivica, Formentera, Espalmador, Espartel, Conejera (Kanincheninsel) und Tayomago, zusammen 82¾ QM. groß, mit 220,900 E. 2) Balearische

Insel in dieser Provinz, im mittelländischen Meere, zwischen den spanischen und afrikanischen Küsten; 66 QM. groß, mit 134,750 E.; wird durch eine hohe Bergkette von NO. nach SW. getheilt, deren höchste Bergspitze Silla de Torellas ist. Die fruchtbare Insel liefert: Getreide, Palmen, Mandeln, Feigen, Südfrüchte, Flachs, Hanf, Wein, Oliven, Safran, Seide und Baumwolle. Die Hauptstadt ist Palma.

Makkabäer, s. Juden.

Makrobiotik, s. Lebensverlängerungskunst und Diätetik.

Makrele, Makrele (Scomber scomber L.), ein Seefisch, der etwa einen Fuß lang und wegen seines angenehmen Geschmacks frisch und gesalzen häufig gesucht wird. Kopf und Leib sind rund und ohne Schuppen, der Bauch silberfarbig, der Rücken blau. Er vermehrt sich außerordentlich und erscheint in großen Zügen. An den Küsten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Juni und Juli mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Küsten von Nordamerika, in Neuschottland und Connecticut, in Ostindien im bengalischen Meerbusen.

Makute, 1) bei den Negern auf Congo eine geflochtene Decke, die im Tauschhandel einen bestimmten Werth hat. 2) M. in Silber, portugiesische Silbermünze, die diesem Werth etwa gleich kommt; Büsch schlägt sie zu 10 Schillinge hamb. Banco an.

Malabar (Malayalam, Pfefferküste), 1) diesen Namen giebt man bisweilen dem Theile der Westküste Vorderindiens, vom Vorgebirge Dilli bis zum Vorgebirge Comorin, gewöhnlicher aber der hindostanischen Provinz Malabar auf der Westküste der Halbinsel zwischen Kanara, den westlichen Ghauts, Kotschin und dem indischen Ocean. Dieses Küstenland ist 337 QM. groß, sehr fruchtbar an Reis, Pfeffer, Teak- und Sandelholz, gehört zur britischen Präsident-

schaft Madras und hat 600,000 Ew., welche zum Theil unter eingeborenen, aber von den Briten abhängigen Rajahs stehen. 2) britische Provinz in der ostindischen Präsidentschaft Madras; 783 QM. groß, mit 907,600 Ew. Die Hauptstadt ist Cochin.

Malachit (grünes, kohlensaures Kupfer, Miner.), macht bei Leonhard eine Art (bei Oken Gattung) des kohlensauren Kupfers, ist smaragd- und spangrün, mit berggrünem Strich, enthält 7 Kupfer, 2 Kohlensäure, 1 Wasser, knistert im Feuer, färbt die Lichtflamme grün, findet sich auf Kupfergängen in Flötzgängen an verschiedenen Orten Deutschlands und anderer europäischer Länder, auch Afrika's und Asiens und theilt sich in a) Malachitspath (blätterig geformter M.), mit Perlglanz, etwas durchsichtig, blätterig gefügt, tafelförmig krystallisirt, aus Rheinpreußen; b) Fasermalachit (halbgeformter M., Atlaserz), mit Seidenglanz, weich, traubig, aus Nadeln zusammengesetzt; c) dichter M. (ungeformter M.), weich, wachsglänzig, undurchsichtig, knollig, mit ebenem oder muscheligem Bruch, wird zur Gewinnung des Kupfers, auch zur Verfertigung von Vasen gebraucht, nimmt gute Politur an, kommt in den größten Stücken aus Sibirien; d) erdiger M. (zerfallener M., kupfergrün), undurchsichtig, matt, als Ueberzug, mit erdigem Bruch, bisweilen tropfsteinartig. In Sibirien sollen sich in M. verwandelte Skelette finden. M.-achat, ein grüner, wenig oder gar nicht durchsichtiger Achat. Malachite, bilden bei Mohs die 4. Ord. 2. Klasse der Mineralien; darunter sind begriffen die nicht metallischen Mineralien, die eine blaue, grüne oder braune Farbe, nicht monotome Theilbarkeit, eine Härte des gemeinen Gypses bis des Apatits, und eine Schwere von 2 — 4,6 haben. Sie sind getheilt in die Ordnungen: Staphylin-, Likofon-, Oliven-, Lasur-, Smaragd- und Hebronemmalachit.

M.-grün-stein-werk, so v. m. Bergblau. M.-kupfer, so v. v. Malachit.

Malachowski (Stanislaus Sanct Malecz), Großreferendar der polnischen Krone, Marschall oder Präsident der Conföderation und des Reichstages von 1788—92, hauptsächlich Urheber der Constitution vom 3. Mai 1791, widersetzte sich, enthusiasmirt für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, aus allen Kräften der russischen Partei, hatte 1790 mit dem Könige von Preußen einen Allianztractat unterzeichnet, dessen Zweck es war, Polen vor jeder fremden Herrschaft zu schützen, unterhandelte 1792 mit dem sächsischen Gesandten wegen der Successsion der polnischen Krone, unterstützte nach dem Ausbruche des Krieges das Vaterland beträchtlich, widersetzte sich fruchtlos der targowiczer Conföderation und flüchtete, wegen dieses Widerstandes in Gefahr gekommen, nach Wien, wurde, nachdem er zur Revolution 1794 gar nicht mit gewirkt hatte, doch 1799 in Warschau arretirt, ob er gleich bei diesem, gänzlich von Kosziusko geleiteten Aufstande keinesweges betheiligt war und lebte 1 Jahr zu Krakau als Staatsgefangener; trat 1807 wieder unter die Waffen, wurde gleich nach der Organisation des Großherzogthums Warschau Präsident des Senats und st. 1809.

Malaga, 1) Provinz im spanischen Königreich Granada; 96½ QM. groß, mit 298,300 E. Bergbau auf Eisen, Blei u. a. Metalle. 2) Hauptstadt der Provinz, an der Mündung des Guadalmedina in das mittelländische Meer, und am Fuße des Berges Gibralpharo; 3 Vorstädte, Citadelle, 5500 H. 52,400 E. Seiden-, Wollenzeug- und Strumpfmanufakturen, Baumwollenspinnereien, Korduan- und Papierfabriken, Anbau der Cochenille, Weinbau, Hafen, Schifffahrt, Handel mit Wein, Rosinen, Citronen, Feigen, Mandeln, Oel, Seide, Getreide.

Malagrida (Gabriel), ein schwärmerisch-frommer Jesuit, aus Turin gebürtig, erwarb sich als Missionair in Lissabon allgemeine Achtung und Liebe. Vorzüglich zeigte er seinen Amtseifer bei Gelegenheit des furchtbaren Erdbebens, welches 1755 diese Stadt heimsuchte, das Volk zur Buße und Besserung zu ermahnen, so daß selbst der König Joseph den Wunsch äußerte, unter seiner Leitung sich acht Tage in eine geistliche, ganz der Meditation gewidmete Einsamkeit zurückzuziehen. Dies wußte aber Pombal, der als Minister den König wie das Reich zu beherrschen suchte, zu vereiteln, und warf daher seinen ganzen Haß auf den Missionair, dessen Orden er nächstdem zu unterdrücken gedachte. Als am 4. Sept. 1758 der König, heimkehrend von einem Liebesabenteuer, von Meuchelmördern verwundet wurde, und Pombal daraus eine Verschwörung des Herzogs von Aveiro, des Hauses Tavora so wie der Jesuiten zusammensetzte, wurde Malagrida als Theilnehmer derselben eingezogen. Dieser hatte freilich dem König — der gern die Reize der Sinnlichkeit befriedigte — kurz zuvor bezeugt, daß, wenn er sich nicht bessere, ihm ein Unglück bevorstehe; da man ihn aber keines Antheils an der angeblichen Verschwörung zeihen konnte, u. er dessenungeachtet zum Opfer bestimmt war, so wurde er nach mehreren Jahren von der, dem despotischen Minister folgsamen, Inquisition wegen einiger überspannten Ideen in seinen ascetischen Schriften als Ketzer verurtheilt, und der unglückliche, fast kindische Greis von 73 Jahren wurde unter Bezeugung seiner Unschuld und einer frommen Resignation den 21. Sept. 1761 mit allem Gepränge eines Auto-da-fé zu Lissabon erdrosselt und darauf sein Körper verbrannt und die Asche in den Tajo geworfen. Vergl. Pombal.

Malaien (Geogr.), 1) eine Race des Menschengeschlechts; haben braune Haut, mit Abstufungen ins halb Mahagoniartige bis ins Kastanienbraune, lockige, dichte Haare, breite Nase, großen Mund,

runde, glänzende Augen. Ihre Wohnplätze sind in einem Theile von Süd-Asien, Neuholland und auf den umliegenden Inseln. Zu ihnen werden von Einigen die Papuas gerechnet, welche schwärzer aussehen und in der Bildung noch keine Fortschritte gemacht haben. Die übrigen M. haben feste Wohnplätze (Dörfer und Städte), sind zu einiger Bildung gelangt (Lesen, Schreiben, einige Kunstfertigkeiten), schreiten aber wegen Herrscherwillkühr nur langsam fort, genießen vorzüglich Pflanzenkost. Zu ihnen werden gerechnet: a) eigentliche Malaien (s. unten); b) Sumatraer, mit den Battaern, Reangs, Lampuns u. a.; c) die Javanesen; d) die Bornesen; e) Celebesen mit den Biadschuern und Makassen, f) die Molucker; g) die Alfuri, Tagalen, Pampangos, Bissaier, Haraforen, Magindanaer und andere Bewohner der östlich-asiatischen Inseln. Die eigentlichen M., Bewohner der Halbinsel Malakka in Hinter-Indien (Asien), sind etwas kleiner als die Europäer, mit schwachen Schenkeln und Waden, sonst proportionirt, das Gesicht mit starken Augenbraunen, die Augen schwarz, die Züge ausdrucksvoll, der dünne Bart wird gewöhnlich ausgerupft. Der M. ist heftig, leicht bis zur Wuth gereizt, zur Unmäßigkeit bei Befriedigung der Triebe geneigt, verschmäht den Ackerbau, treibt etwas Fischerei oder Handel; Krieg, oft mit Grausamkeit, immer mit Räuberei verbunden, ist seine liebste Beschäftigung, weshalb auch jeder freie M. stets bewaffnet geht und die weiten, beim Kriege lästigen Kleider der andern Asiaten nicht trägt. Polygamie ist erlaubt, die Weiber der Geringern dürfen unverschleiert gehen und müssen die ganze Sorge der Haus- und Viehwirthschaft übernehmen. Die Kleidung der Männer bedeckt nur den untern Körper, Schmuck wird von allen geliebt. Die Häuser sind auf Pfähle gebaut und haben Fußboden von Bambusstäben. Die Speisen bestehen meist aus Fischen, wodurch häufige Hautkrankheiten entstehen sollen. Die Kell-

gion ist die des Muhammed, doch wird sie nicht streng befolgt. Die Malaiische Sprache (Malagii) zerfällt in unzählige Idiome, die aber alle einem Typus folgen; alle dulden keine Verbindung harter Consonanten, sind voll Vocale und flüssiger Consonanten, reich an Wohlklang und Süßigkeit. Die Redetheile sind noch nicht gehörig gesondert, oft muß ein Wort mehrere Redetheile vertreten; Declination und Conjugation mangelt; der Plural wird durch die Verdoppelung des Wortes gebildet; in sehr hervorstechenden Fällen werden die Casus durch eine vorgesetzte Präposition bezeichnet; die Wurzel des Zeitworts bleibt immer dasselbe und vertritt alle Zeiten, Arten und Zahlen; höchstens wird durch Hinzusetzung von allerlei Partikeln conjugirt. Man unterscheidet Altmalaiisch, bestehend aus den vielen Dialekten, die sich aus der malaiischen Ursprache gebildet haben, und Neumalaiisch, den Dialekt von Malakka, der sich mit den Einwohnern dieser Halbinsel auf andere Inseln gezogen hat. In dem Neumalaiischen unterscheidet man wieder: a) das Hochmalaiische (Malai-Tallam), welches auf Malakka und den Küsten von Malabar gesprochen wird, und worin man wieder unterscheidet: die Hofsprache (Bhasa-Dalam), die gebildetere Umgangssprache (Bhasa-bang-sawan), die kaufmännische Sprache (Bhasa-dogma), ein Gemisch mehrerer Sprachen (Bhasa-kachuk-an) und die geschriebene Sprache (Bhasa-Jawi); b) Niedermalaiisch (Malai-Passer), welches auf den indischen Inseln geredet wird, wie auf Andaman, Lake-Diwe, Male-Diwe, Zeilan, wo man die Religionssprache Bali und als Volkssprache das Candysche mit den Dialekten der Wadas und Maddahs und das Singhala- oder Cingalesische unterscheidet, auf Nikobar, auf Sumatra mit sehr vielen Dialekten, auf den Paggyinseln, auf Java, wo die Sprache sich in die Bhasa-Dalam, die reinere oder höhere Sprache, die Konvi, die Büchersprache der ältern Literatur, die Sang-kala, oder

heilige Sprache, und die Bhasa-Cuar, die gemeine Sprache, theilt; dabei gibt es viele Dialekte, und die Schrift ist entweder arabisch oder eine besondere, die wahrscheinlich aus einem Sanskritalphabet entstanden ist; ferner auf Borneo, auf den kleinen Sundainseln, auf Celebes, auf Sumbava, auf den Molukken, auf Sava, auf den Suluhinseln, auf Magindanao, wo allein das Bantschts-Diam 14 Dialekte zählt, und auf den Philippinen, wo die 3 Hauptidiome Tagalisch, Bissaiisch und Caputisch sind. Alle diese Idiome weichen indeß so wenig ab, daß die verschiedenen Stämme sich meistens unter einander verständigen können. Wörterbücher und Grammatiken dieser Sprache und ihrer Dialekte hat man mehrere, so wie Sprachproben, doch noch nichts Erschöpfendes. Ein Verzeichniß derselben s. in Eichhorns »Geschichte der Liter.,« Bd. 5, Abth. 1, S. 169 ff. Auf Malakka finden sich mehrere Stämme der M., darunter die Monacoboes.

Malakka, 1) Halbinsel, eine Erdzunge im östlichen Hinter-Indien; durch die Meerenge Malakka von Sumatra getrennt; 2150 QM. groß, ist zwischen den Briten, Siamesen und einigen kleinen unabhängigen Fürsten vertheilt. Letztere sind die Staaten: Rumbo, Tscheniu, Pahang, Tringaku, Kawatan und Patano. Das Land ist reich an Diamanten, Gold, Silber, vorzügliches Zinn, Kaolin (die Porzellanerde der Chinesen), Pfeffer, Sago, Muskatennüsse, Kokosnüsse, Sandelholz, Teakholz und Farbehölzer. 2) britisches Gebiet auf dieser Halbinsel, grenzt in N. an den Staat Salengor, in O. an Rumbo, in S. an Dschohor und in W. ans Meer. Das Gebiet ist 8 Meilen lang, 3 Meilen breit und hat 22,000 Ew. 3) britische befestigte Stadt auf der südlichen Spitze der Halbinsel an der Meerenge zwischen Johor und Pera; Bergschloß, 12,000 Einw. Hafen, Handel mit Elfenbein, Goldstaub, Kampfer, vorzüglich Zinn. In der Gegend in Bukut-Tuzay am Berge Ofir eine Goldgrube.

Malapane, preuß. Hüttenort im schlesischen Reg. Bez. Oppeln, am Flusse Malapane; 150 E. Eisenhütte, Hochofen, Blechhammer, Bohrwerk, Eisengießerei.

Malchus (Karl August, Freiherr von), geb. den 27. Sept. 1770 zu Mannheim; studirte zu Heidelberg und Göttingen, ward Secretair des mainzer Ministers, Grafen Westphalen, dann 1791 Secretair des östreich. Gesandten am trierschen Hofe, trat hierauf 1799 als Domsecretair in hildesheimische und, als das Land preußisch wurde, als Kriegs- und Domainenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer in preußische Dienste. Bei Errichtung des Königreichs Westfalen wurde er Staatsrath und später Minister des Innern und der Finanzen, bei welcher Gelegenheit er den Titel Graf v. Marienrode erhielt. Nach Auflösung dieses Königreiches begab er sich nach Heidelberg, wo er bis 1817 als Privatmann lebte und hierauf einem Ruf als Chef des Finanzfaches nach Würtemberg folgte, nach 1 Jahr aber bereits wieder seine Entlassung erhielt und nun wieder in Heidelberg lebt. Die gegen ihn gerichteten, zum Theil sehr persönlichen Angriffe wegen seiner Verwaltung in Westfalen hat er in seiner herausgegebenen Schrift: »Ueber die Verwaltung des Königreichs Westfalen,« Stuttgart 1814, zurückgewiesen. Außerdem schrieb er: »Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltung,« Heidelburg 1820; »Statistik der Staatskunde,« Stuttgart 1826.

Maleachi oder Malachias, der letzte von den kleinen Propheten der Hebräer.

Malebranche (Nicolas) wurde den 6. August 1638 zu Paris geboren, trat 1660 in die Congregation des Oratoriums und widmete sich ganz dem Studium der Kirchengeschichte und der gelehrten Sprachen. Die Schriften des Cartesius, die ihm zufällig in die Hände fielen, erweckten in ihm den philosophischen Geist. Zehn Jahre ver-

wandte er auf das Studium der Carteſianiſchen Philoſophie und gab endlich ſein berühmtes Werk: »De la recherche de la vérité« heraus, in welchem er ein Muſter des Vortrags in metaphyſiſchen Unterſuchungen aufſtellte. Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1674, 12., wiederholt ebendaſelbſt 1700, 3 Bde., 12.; 1712, 2 Bde., 4., und 4 Bde. 12.; lateiniſch von Lenfant, Gent 1753, 2 Bde., 4.; deutſch, Altenburg 1776—86, 4 Bde., 8., mit Anmerkungen. Außerdem ſchrieb er noch: »Traité de la nature et de la grâce,« Rotterdam 1680; »Traité de morale,« ebendaſelbſt 1684, 12., u. ſ. w.; »Oeuvres,« Paris 1712, 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelſten Charakter und einer faſt überſpannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden war, ſtarb er 1715 zu Paris in ſeinem 77. Jahre.

Malerei oder Malerkunſt, diejenige ſchöne und zwar bildende Kunſt, welche das Schöne in ſichtbaren Geſtalten mittelſt der Farben auf Flächen darſtellt; ein Kunſtwerk dieſer Art heißt Gemälde. Als ſchöne Kunſt hat ſie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anſchauung hervorzubringen. Sie ſetzt alſo Genie voraus, welches durch entſprechende Verſinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Iſt aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, ſo muß jeder Maler in gewiſſem Sinne Dichter ſein, d. h. er muß das Vollendete vorher in ſeiner Einbildungskraft erſchaffen haben, was er durch ſeine Kunſt äußerlich darſtellen will, und das Dargeſtellte muß das innere Weſen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealiſche) ernſt oder ſcherzend ausdrücken. Man ſpricht daher von poetiſchen und unpoetiſchen Gemälden, und unterſcheidet die poetiſche (oder äſthetiſche) Erfindung und Anordnung (oder die Compoſition) von der eigentlich maleriſchen oder techniſchen Compoſition und Anordnung. Selbſt bei

den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich ausgeprägter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die durch dieselben darzustellenden Ideen bestimmt. — Eintheilungen der Malerei. 1) Die Historienmalerei ist die umfassendste Gattung, denn sie zeigt den Menschen, die höchste uns bekannte Gestalt der Schöpfung, nach seinen sichtbaren Aeußerungen, Zuständen oder Charakteren, und sie ist es am meisten dann, wenn diese Menschendarstellung durch Zusammenstellung mehrerer Personen eine Handlung, obschon auf einen sprechenden und anschaulichen Moment zusammengedrängt, schildert. 2) Die Landschaftsmalerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtprospecte und Seestücke gerechnet werden, nur sollen diese nicht prosaische Nachbildungen der Natur sein. Dem Landschaftsmaler sind die Gegenstände der Natur mehr Mittel, sein innerstes Gefühl harmonisch und anschaulich auszusprechen; dahingegen die Historienmalerei, wegen der größern individuellen Bedeutsamkeit der Menschengestalt, weit objecter und charakteristischer ist. Der Maler fixirt gleichsam sein Gefühl in der Anschauung und Darstellung der mannichfaltigsten Naturerscheinungen. 3) Die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft

gewisser Gattungen entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen analog darstellt. — Andre Eintheilungen beziehen sich auf das Aeußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart unterscheidet man enkaustische oder eingebrannte Malerei (auch Enkaustik), die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwohl die neuere Wachsmalerei oder Enkaustik ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmalerei, nebst Glas- und Porzellanmalerei, Mosaik oder musivische Malerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial ist sie Wassermalerei (wozu die Frescomalerei, die Gouachemalerei im engern Sinne und die Miniaturmalerei gehört); Pastellmalerei und Oelmalerei. Ferner in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, ist sie Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei ꝛc.; in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde, Decken- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei ꝛc. — Die Geschichte der Malerei. Der Ursprung der M. fällt in die frühesten Perioden der Bildung des Menschengeschlechts. Alles läßt aber vermuthen, daß noch früher als die M. die Bildformerkunst entstand, und daß rohe Statuen früher existirten als die ersten Versuche von Gemälden. Selbst die Erfindung der Färberkunst scheint noch der Erfindung der M. vorausgegangen zu sein. Welches Volk es aber eigentlich gewesen sei, bei dem zuerst sich die M. in einiger Ausbildung zeigte, läßt sich jetzt nicht mit Bestimmtheit ausmitteln. Am wahrscheinlichsten waren es die Aegypter; wenigstens berichten die

alten Schriftsteller, daß bei diesen die frühesten Gemälde vorkamen, und ihre Priester erzählten Plinius, daß sie lange vor den Griechen die Malerkunst kannten. Schon ihre Hieroglyphen beweisen dies, noch mehr aber die von Belzoni in den Königsgräbern zu Theben aufgefundenen Gemälde, die wahrscheinlich Jahrtausende älter sind, als die Einwirkung Griechenlands auf Aegypten. Sie zeigen schon Bewegung der Figuren, für so hohes Alter leidliche Zeichnung, glänzende Farben, die aber ohne allen Gegensatz, Berechnung und Schattirung aufgetragen sind. Der Farben sind 6, roth, blau, gelb, grün, weiß, schwarz, das Colorit ist nicht der Natur gemäß, so sind die Gesichter der Götterbilder meist grün gefärbt. Viel that jedoch bei den Aegyptern der M. der Umstand Schaden, daß die Götter alle streng nach den einmal vorhandenen Formen und von einer besonderen, nicht besonders geachteten Caste gefertigt werden mußten. Auch in Chaldäa war die M. oder doch Färberei frühzeitig bekannt, wie Ezech. 23, 14. beweist. Daß in Indien die M. früher als bei den Aegyptern geblüht haben soll, wie Manche wollen, ist nicht wahrscheinlich, da dort die Bildhauerkunst in höherem Flor stand und auch die Aegypter auf den indischen Styl nicht ohne Einwirkung geblieben zu sein scheinen. Die Griechen behaupten, die M., wie alle Künste, selbst erfunden zu haben, und zwar soll der Schatten an der Wand und die Umziehung des Umrisses mit Kohlen und Röthel der erste Anlaß hierzu gewesen sein. Ardikes aus Korinth und Telephanes aus Sikyon sollen zuerst diese Umrisse mit Schraffirungen ausgefüllt und Schatten und Licht angedeutet haben. Ob aber diese Kunst sich bis in das Homerische Zeitalter hinauf erstreckt habe, ist zweifelhaft; doch bereiteten in diesem Zeitalter gefärbte Teppiche und Gewebe die M. vor. Später gab auch das Bemalen der Götterstatuen und der Tempelsimse Anlaß zur M. Die erste griechische Malerschule scheint an der kleinasiatischen Küste

und auf den Inseln Statt gefunden zu haben und von da nach griechischen Pflanzstädten in Italien und Sicilien gewandert zu sein. Bularchos malte 719 v. Chr. das erste ausdrücklich erwähnte Gemälde, eine Schlacht gegen die Magnesier. Aus dieser Periode sind vielleicht noch einige silhouettenähnliche Gemälde auf Vasen erhalten. Später werden Mikon in Athen und noch später Pannaos, Verwandter und Gehülfe des Phidias, welcher dessen olympischen Jupiter mit Farben schmückte, und Tempel und öffentliche Gebäude zu Elis, Olympia und Athen mit Schlachtgemälden zierte, erwähnt. Ueberhaupt machen die Perserkriege, wie in allen Künsten, auch in der M. Epoche. Polygnotos aus Thasos erhöhte um 420 v. Chr. den Ausdruck und die Charakteristik der Kunst, malte die Gewänder mannichfaltiger und vertheilte die Figuren symmetrisch. Apollodoros aus Athen bereicherte die Kunst um 404 v. Chr. durch richtigere Vertheilung des Schattens und Lichtes. Aber erst Zeuxis (um 378 v. Chr.) war Meister der Kunst; sein Nebenbuhler, Parrhasios, aus Ephesos, stellte mehr die Anmuth und weibliche Schönheit in reinen Verhältnissen und mit anmuthigem Colorit dar. Timanthos aus Samos erreichte das Höchste im Ausdruck, Apelles verband Naturwahrheit mit schönem Colorit und excellirte vorzüglich im Portrait. Nach ihm verfiel die Kunst wieder, und die Manier ward zu künstlich, zierlich und trocken, ja die M. wandte sich auf Darstellung gemeiner Gegenstände. In Italien war die M. am frühesten den Etruskern bekannt. Bei den Römern war sie, wie alle andere Künste, anfangs verachtet; erst als Griechenland erobert ward, wurden die Ueberwundenen auch hierin die Lehrer der Sieger. Unter den älteren römischen Malern nennt Plinius Fabius pictor, Pacuvius, Turpilius und Quintus Pedius als ausgezeichnet; doch waren dies nur Ausnahmen, und die meisten Maler in Rom geborne Griechen, die auch nach griechischen Cat-

tons zeichneten. Später verfiel die M. durch die Einbrüche barbarischer Völker immer mehr, bis sie endlich zu Anfang des Mittelalters gänzlich verschwand. — Im Ganzen ist der Zustand der M. bei den Alten dem in neuerer Zeit keineswegs zu vergleichen; der Sinn der Griechen war mehr auf das Plastische gekehrt, und alle ausgezeichnete formende Talente wendeten sich mehr zur Bildhauerkunst, als zur M. Dazu war ihre Kenntniß der Farbestoffe und der bindenden Mittel zu beschränkt, und auch das Helldunkel, jene Poesie des Colorits, kannten sie fast gar nicht; die Chemie war ihnen fast ganz fremd, so daß sie also die Mittel, die Kunst zur Vollendung zu bringen, nicht besaßen. Anfangs malten die Griechen nur mit einer Farbe, die aus geriebenen Töpferscherben bestand und röthlich aussah. Die Gemälde hießen Monochromen. Erst seit Bularches wurden 4 Farben, roth, gelb, weiß und schwarz, gewöhnlich. Man pflegte die Farben mit Leimwasser, zuweilen auch bei der schwarzen mit Essig anzumachen, und das fertige Gemälde mit einem Wachsfirniß zu überziehen. Apelles besaß die Kunst, einen vorzüglich schönen schwärzlichen Firniß zu bereiten. Gewöhnlich malte man auf Kalk, doch Gemälde, die transportirt werden sollten, auch auf Holz, bes. von Lerchenbaum, seltner auf Elfenbein oder Marmor, und erst zu Nero's Zeit gedenkt Plinius eines kolossalen Gemäldes auf Leinwand. Die Perspective übten die Alten nur empirisch und beschränkten die Kunst nur auf historische (größtentheils mythologische) Gegenstände und Thiermalerei; Landschaftsmalerei war ihnen fast ganz fremd. Die vorzüglichsten Gemälde, die wir aus dem Alterthume noch besitzen, sind die an der Pyramide des C. Sestius gefundenen, aus Augustus Zeitalter, einige Ueberreste aus den Bädern des Titus, die jetzt im Escorial aufbewahrt werden, einige antike Malereien in den Palästen Farnese, Massimi, Barbarini, die Aldobrandinische Hochzeit, besonders aber die in

Herculanum, Pompeji und Stabiä verschütteten, dort neuerdings aufgedeckten und größtentheils von den Wänden losgelösten und nach Portici gebrachten Wandgemälden. Letztere beweisen, daß wenigstens die mittelmäßigen Maler bei den Alten häufiger und ihre Werke gesuchter waren als jetzt, denn fast in jedem Hause finden sich ganz leidliche Frescogemälde, wahrscheinlich Copien bekannter größerer Meisterstücke. — Schon mit Constantin d. Gr. war die Kunst mit Verlegung der Residenz nach Constantinopel von Rom dorthin ausgewandert. Zur christlichen Zeit beschäftigte sie sich mit Darstellung der Geschichte der Heiligen und Ausschmückung der Grabgewölbe; doch artete das Heitere der Alten in den unbeweglichen Styl der Byzantiner aus, und die Bilder dieser gleichen eher steifer Mosaik als leichter Malerei. Dennoch hatte diese Periode, in der italienische und byzantinische M. übrigens in eine verschmolz, das Verdienst, daß sie die Christus-, Madonnen- und Heiligenbilder als einen neuen Cyclus aufstellte, in dem die neuere christliche M. sich fortan hauptsächlich bewegte. Zwar drohte der Bilderstreit, der sich unter Leo dem Isaurier 726 erhob, der M., wie allen bildenden Künsten, den Untergang, indem damals alle Gemälde in den Kirchen zerstört wurden, und die erschreckte Kunst flüchtete sich nach Italien; allein seit 820, wo der Kaiser Michael zwar keine Statuen, aber doch Gemälde in den Kirchen duldete, gewann die M. wieder neuen Raum. Doch wurden bei der Barbarei des Zeitalters seit dem 9. Jahrh. die Maler immer seltener und die vorhandenen immer schlechter. Erst seit dem 13. Jahrh. knüpfte sich an den Griechen Theophanes, der sich in Venedig niederließ, in Italien wieder ernstliches Studium der M., und diese bildete sich A. durch Cimabue zu einer förmlichen italienischen Malerschule aus. Ihr Streben war, die Schönheit in ihrer edelsten Form wieder zu geben und das Ideal der Antike auf eine heitere Weise auf

die Gemälde zu übertragen. Die italienische Schule zerfiel aber wieder in folgende Unterabtheilungen: a) die florentinische Malerschule, die wieder aa) in die ältere, von Cimabue um 1280 bis Leonardo da Vinci um 1520, und bb) die neuere, von Michael Angelo Buonarotti um 1490 sich theilen; b) die römische, bei der wieder aa) eine ältere, von Perugino von 1470 an bis auf Karl Maratti um 1700 (Meister derselben sind: Raphael Sanzio Urbino, Guido Reni, Baroccio, Salvator Rosa, Carlo Dolce, Solimene) und bb) eine neuere, von Raphael Mengs um 1750 an, deren Meister dieser und Battoni waren, unterschieden werden; c) die lombardische (bolognesische) Schule, von Franzesco Raibelini, genannt Francia, um 1475, bis Carlo Cignani und Franceschini; deren Meister waren Antonio Allegri da Correggio, die 3 Caraccio's, Guido Reni, Guercino, Domenichino u. s. w. Auch diese Schule zerfällt wieder in mehrere Unterabtheilungen, als: aa) der bologneser, bb) modenaer, und cc) veronesische Zweig. d) Die venetianische Malerschule, n. Ein. von Andreas Murano um 1414, n. And. von Joh. Bellini um 1450 gestiftet; Meister sind: Titian Vercelli, Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione (der zuerst um 1500 Landschaften malte), Tintoretto, Paul Caliari, genannt Veronese, u. A. — Nach einer ganz andern Richtung hin pflanzte etwas später die byzantinische Kunst ihre Strahlen fort, und in Mittel-Deutschland, an dem Rhein und an den Küsten der Nordsee entzündete sich im 14. und 15. Jahrh. an ihnen eine neue Flamme. Hier bildete sich die M. auf eigenthümliche Weise aus, und man bezeichnet B. die so entstandene Schule als altdeutsche oder niederdeutsche Schule. Sie zerfällt wieder in folgende Unterabtheilungen: a) die deutsche Schule, und bei dieser kann man allenfalls wieder unterscheiden: aa) die altdeutsche oder altkölnische Schule, von der Mitte des 14. Jahrhunderts an bis zu Ende des 15. Die Brü-

der Hubert und Johann van Eyk, die als Stifter dieser Schule genannt werden, Hans Hemling, Michael Wolgemuth, Martin Schön und auch wohl Albrecht Dürer, sind zu ihnen zu rechnen. Die herrlichen charakteristischen Gemälde dieser Schule waren Jahrhunderte hindurch in Kirchen, Klöstern und Privathäusern vergraben, und von den Kunstkennern, die nur die italienische und niederländische Malerschule vor Augen hatten, wenig geachtet, höchstens zählte man sie mit zu letztern. In den letzten Jahrzehnten des vor. Jahrh. lernte man aber am Niederrhein, was man von vaterländischen Kunstwerken besaß, nach und nach kennen und schätzen, die Gebrüder Boisserée erregten durch die Sammlungen von Gemälden, die sie aus während der Revolutionsstürme aufgehobenen rheinischen Klöstern anlegten, die allgemeine Aufmerksamkeit, und jetzt ist das Dasein einer solchen altdeutschen Schule allgemein anerkannt. Von ihr verschieden ist bb) eine spätere deutsche Schule, die wir die mittlere nennen möchten. Sie blühte im 16. bis zum 18. Jahrh., ermangelt aber so sehr der Originalität, da es ihr an einem Muster und Vertreter fehlte, daß man sie nur sehr uneigentlich als eigne Schule bezeichnen kann. Ausgezeichnet sind in ihr Albrecht Dürer, den man indessen auch mit zur vorigen zählt, Hans Grünewald, Lukas Cranach, Hans Holbein, Kaspar Netscher, Gottfried Kneller, Adrian von Ostade, G. P. Rugendas, Balthasar Denner, Johann Kupetzky, J. E. Ridinger, und unter den neuesten, nach verschiedenen Schulen ausgebildeten deutschen Malern, Oeser, Graf, Seydelmann, Hackert, Klengel, Kügelgen, Schnorr, Weitsch, Friedrich und viele Andere. Einen ganz verschiedenen Weg schlug in neuester Zeit cc) die neueste deutsche Schule, die wir die neualtdeutsche nennen möchten, ein; sie strebten der altkölnischen Schule mit allen ihren Fehlern, ihren Verzeichnungen, ihren langen schmalen Figuren und ihrem blassen Colorit nachzuahmen. Als

Führer steht Cornelius in München dieser Schule vor, wahrscheinlich wird sie, da sie bloß nachahmt, nicht originell ist, bald vergessen sein, und wir würden sie keineswegs als eigne Schule aufgeführt, sondern bloß als Manier erwähnt haben, stände sie nicht unserer Zeit zu nahe, und hätte sie nicht unverdientes Aufsehen zu machen gesucht. — Aus der altdeutschen Schule ging hervor: b) die niederdeutsche Malerschule, die sich besonders in den ehemaligen spanischen und östreichischen Niederlanden bewegte. Gewöhnlich werden die Brüder Hubert und bes. Johann van Eyk, als Stifter derselben genannt, doch hat man in neuerer Zeit sie als Führer der altdeutschen Schule in Anspruch genommen, und seitdem rechnet man den Anfang der niederländischen Schule erst mit Meckenem und Brill, der um 1550, ohne von Guigliano etwas zu wissen, Landschaften malte. Meister sind: Rubens um 1600, van Dyk, Kaspar Crayer, Jakob Jordans, Brouwer, Hermann Swaneveld u. A. Zu der niederländischen Schule, die nach den Provinzen, wo sie geübt wurde, auch als flanderische und brabanter unterschieden wird, gehört auch c) die holländische Schule, welche, da später Holland als ein eigener Staat sich bildete, auch eigens aufgestellt wird. Lukas von Leyden wird um 1515 als ihr Stifter betrachtet; Meister in ihr sind: Paul Rembrandt, Martin Heemskerken, Philipp Wouwermann, Gerh. Terburg, Adr. van der Werft, Ferdinand Bol, die beiden Teniers, Peter van der Laer u. s. w. Keine Schule wählte so niedere, selbst unedle Dinge zu ihrem Gegenstand als die holländische. — Aus Mischung der italienischen wie der niederländischen Schulen entstanden nun noch andere, die jedoch der Originalität großentheils ermangeln und daher kaum den Namen eigener Malerschulen verdienen. Am originellsten war noch C. die französische Malerschule. Die Künstler der a) älteren, größtentheils in Rom gebildet, excellirten in correcter Zeichnung. Als Grün-

der wird Joh. Cousin um 1530, oder Vouet um 1600 angegeben. Poussin, le Brun, Claude Lorrain u. M. gelten als Meister derselben; b) die neuere französische Schule, an deren Spitze David steht, strebt mehr nach Theatereffect, als nach einer ästhetischen Wirkung. D. Die spanische Malerschule hat Morillo als Meister und Vertreter; doch hat er nur wenige würdige Nachfolger gehabt; noch unbedeutender ist E. die englische Malerschule, und nur im Portrait hat in neuerer Zeit Lawrence etwas Vorzügliches geleistet. — In unserer Zeit zeigt sich ein offenbares Fortschreiten der M. Besonders seit dem 2. Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts bilden sich junge deutsche und französische Künstler in Rom, Paris, München und Dresden zur höheren Kunst aus, die Fürsten begünstigen dies Streben durch freisinnige Unterstützung, und unverkennbar ist daher ein rasches Emporklimmen der M., welches sich auch in bereits gelieferten Kunstwerken offenbart. — Ueber die Theorie der M. ist in Leonardo da Vinci und in Mengs's Schriften, in den Schriften von Algarotti, de Piles, Watelet, du Bos, Richardson, Daniel Webb, Hagedorn, Lessing (im Laokoon), Winckelmann, Füßly, Fiorillo, Fernow, Göthe (bes. in den Propyläen), ferner in den von Vasari, Lanzi und Rumohr Treffliches gesagt; die Titel dieser Werke s. unter dem Namen der Verfasser. Ueber die Geschichte der M. vgl. Fiorillo: »Geschichte der zeichnenden Künste,« 5 Bde., Göttingen 1798—1808.

Malerfarben, sowohl die Erden und Mineralstoffe, deren sich der Maler bedient, als die Tinten und Farbentöne, welche durch sie hervorgebracht werden. Oelfarben sind also diejenigen Farbestoffe, deren man sich zum Oelmalen bedient. Die vorzüglichsten Farben zu den Fleischtinten, und aus denen man alle Farbentöne mischt, sind: Kremnitzer Weiß oder Silberweiß; Elfenbeinschwarz; Kernschwarz, gewöhnlich aus Pfirsich- oder Kirschkernen zubereitet, giebt einen schönen

ins Graue spielenden Schattenton; Ultramarin, das schönste Blau auf der Welt, aber sehr kostbar; Berliner Blau, eine schöne Farbe; Mineralblau, noch weit reiner zuverlässiger; lichter Ocher, eine sich freundlich mischende Farbe, zu den Fleischtönen anwendbar; Hellroth, oder gebrannter lichter Ocher; mittler Ocher, eine feurig gelbe Farbe; dunkler Ocher, den Schattentönen unentbehrlich; echt chinesischer Zinnober, eine reine, blendend rothe Farbe; Karmin, oder Münchener Lack, das schönste Purpur; dauerhafter und sicherer ist der Krapplack, ein sanftes, wohlthuendes Roth; Englisch-Roth, eine schöne, aber etwas kalte, ins Violet spielende Farbe; Asphalt, eine herrliche Farbe zum Lasiren, die aber mit größter Sorgfalt angewendet werden muß; gebrannter Umbra, eine schöne, warme, braune Farbe. Haupttinten, die man zum Malen des Fleisches braucht, werden folgendermaßen gemischt: Hellroth aus lichtem gebranntem Ocher und Weiß, die lieblichste Tinte für den allgemeinen Fleischton; Vermillontinte, das reinste Blaßroth, aus Zinnober und Weiß gemischt; Karmintinte, Karminlack und Weiß zu einer Mitteltinte gemischt, das blühendste Roth für Wangen und Lippen; Rosentinte, aus Krapplack und Weiß, eine der reinsten, zartesten und sichersten Fleischtinten; gelbe Tinte, aus Neapelgelb und Weiß gemischt, folgt auf die hellrothen Töne, und muß sie mit den blauen verschmelzen; blaue Tinte, aus Ultramarin und Weiß zu einem hellen Azur gemischt, giebt eine liebliche Farbe, welche die Abstufungen von Schatten und Licht sanft verschmelzt, mit Gelb gemischt, bildet grüne, mit Roth violette Farbentöne; Bleitinte, aus Kernschwarz und Weiß gemischt, ein sanfter Farbenton; grüne Tinte, aus hellem Ocher, Weiß und Berlinerblau gemischt, wendet man nicht gern im Fleisch an; Schattentinte; aus Englisch-Roth, Schwarz und Ocher gemischt, ist rein und lieblich; rothe Schattentinte, aus Lack und gebranntem Ocher gemischt, erwärmt

und vertieft die andern Schattentöne; warme Schattentinte, aus Lack und böhmischer gebrannter Erde, oder Asphalt gemischt, giebt einen tiefen glühenden Ton, der sehr kräftig wirkt; dunkelste Schattentinte, aus Elfenbeinschwarz und ein wenig Roth gemischt, lasirt sehr gut und mischt sich dämpfend mit den Mitteltinten. — Alle lichten Tinten, welche nur aus zwei, höchstens drei Farben gemischt sind, nennt man ganze Töne, die Schattentinten aber, zu denen mehrere Farben kommen, halbe oder gebrochene Farbentöne. Wenn die Tinten auf der Palette gemischt sind, nennt man die Farben temperirt. — Die Hauptfarben bei der Landschaftsmalerei sind: 1) Kremnitzer Weiß, 2) Schieferweiß, 3) lichter Ocher, 4) Mittelocher, 5) dunkler Ocher, 6) Umbra, 7) Beinschwarz, 8) Mineralblau und Berlinerblau, 9) Ultramarin, 10) grüne Erde, 11) Lack, 12) Englisch-Roth, 13) gebrannter Ocher, 14) Neapelgelb und gelber Lack. Um den Himmel und die Wolken zu malen, nimmt man kremnitzer Weiß, Ultramarin oder zubereiteten Kobalt, Mineralblau, lichten Ocher, Englisch-Roth und Kernschwarz. Alle oben genannte Farben gebraucht man auch zu Hintergründen bei Portraits sowohl, als historischen Gemälden; nur müssen da alle Töne recht gedämpft und gebrochen werden, damit sie zurückweichen und den Hauptpartien nicht schaden; ein gut berechneter Hintergrund ist äußerst vortheilhaft für ein Gemälde, und das Sprichwort der Franzosen: »les fonds font et défont les tableaux« ist treffend wahr. Bei der Porzellan- und Glasmalerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau giebt Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, eben so Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. Die Wasserfarben werden mit

Gummiwasser aufgetragen; die, welche harzig sind, vermischen sich nicht mit Oel.

Malergold, so viel als Musivgold.

Malesherbes (Chrétien Guillaume Lamoignon=), geb. 1721 zu Paris, Sohn des damaligen Kanzlers von Frankreich; früh in Staatsdienste getreten bekämpfte er als Präsident der Steuerkammer die Raubgier der Generalpächter und eine Menge Mißbräuche, besonders auch die sogenannten Lettres de cachet. Seine »Discours« und »Remonstrances,« Paris 1779, sind Meisterwerke von Abhandlungen über Finanzverwaltung. Nach Aufhebung der Steuerkammer (1771) zog er sich auf seine Güter zurück; 1774 kam er von Neuem an die Spitze des Cours des aides (der Steuerkammer), die man wieder errichtete; 1775 ernannte ihn Ludwig XVI. zum Minister des Innern. Als ein Jahr darauf Turgot entlassen wurde, nahm auch er seinen Abschied und durchreiste Frankreich, die Schweiz und Holland; zu Anfang der Revolution kehrte er in sein Vaterland zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt wurde, übernahm er edelmüthig die Gefahr, als dessen Vertheidiger aufzutreten. Doch vermochte er ihn nicht zu retten. Bald darauf ward er nebst seiner Tochter und Enkelin eingekerkert und am 22. April 1793 hingerichtet. Die meisten seiner Schriften betreffen den Ackerbau und die Naturkunde; als Director des Buchhandels beschützte er vor der Revolution möglichst die Freiheit der Presse.

Malsilâtre (Jacques Charles Louis), geb. zu St. Jean de Caen 1733, st. zu Paris 1767 in großer Dürftigkeit. Sein Gedicht: »Narcisse dans l'île de Vénus,« Paris 1769, 8., m. Kupf. 1795, empfiehlt sich durch Harmonie, Eleganz und Reinheit der Sprache. Gleiches gilt auch von seinen Oden und von einer Uebersetzung von

Ovids Metamorphosen. Auger besorgte 1805 eine vollständige Ausgabe seiner Werke.

Malherbe (François de), geb. zu Caen um 1555, begab sich nach der Provence zum damaligen Statthalter der Provinz, dem Herzog Heinrich von Angoulême, natürlichem Sohne Heinrichs II., und heirathete daselbst die Witwe eines Raths, mit der er mehrere Kinder zeugte, die aber alle vor ihm starben. Heinrich IV. gab ihm eine Hofstelle, so wie er nach Heinrichs IV. Tode auch eine Pension von der Königin Marie von Medicis genoß. Er starb zu Paris 1627. Mit Recht hält man ihn für den Vater der franz. Dichtkunst. Er hinterließ Oden, Sonette, Epigramme u. a. m. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedichte von hundert Versen oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müsse. Die meisten seiner Poesien sind elegante Gelegenheitsgedichte, in denen der Stoff den Dichter, nicht dieser den Stoff beherrscht. Nur über die Sprache war Malherbe Herr. Er hat es zuerst versucht, die französische Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Man erkennt in allen seinen Werken den Mann von Verstande, der gute und ungesuchte Gedanken in einer nicht gemeinen, und doch natürlichen und nicht prunkenden Sprache ausdrückt, durch seine Wendungen zuweilen überrascht, und das richtige Verhältniß des Ausdrucks zum Gegenstande nicht leicht verfehlt. Er verstand die Kunst, durch rhetorische Amplifikation eine gute Gedankenreihe zu bilden, und das Gewöhnliche durch Würde des Vortrags zu heben. Die Sprache sanfter Gefühle redete er nur selten; aber dann nicht ohne Wahrheit und Anmuth. Auch einige seiner leichten Lieder treffen den rechten Ton der poetischen Heiterkeit. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Versifikation der franz. Sprache. Die besten Ausgaben seiner Gedichte besorgten Menage

und Chepreau, Paris 1728, 8. Bde., 12.; St. Marc, ebend. 1757, 8., und Mennier de Querlon, mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers, ebend. 1764, 12.

Malmaison, ein kleines Lustschloß, 2½ St. westlich von Paris, der Lieblingsaufenthalt Napoleons, dann seiner Gemahlin Josephine, die hier 1814 starb, seitdem es ihrem Sohne Eugen, Herzog von Leuchtenberg (st. 1824), und dessen Erben gehört; es ist eine der reizendsten Anlagen in der Nähe der großen Hauptstadt. 1815 ward es größtentheils von rohen Kriegern der verbündeten Heere zerstört. Der prächtige Kunstschatz ist nach Petersburg gewandert; auch die Menagerie ist zerstört (die Kräutergewächse sind jetzt in München), so wie der botanische Garten, der unter Josephine zur höchsten Blüthe gelangt war. Redouté hat bekanntlich Abbildungen der dortigen Pflanzen geliefert. Malmaison war einst ein einfacher Meierhof, mal domus genannt, weil es auf einem der Plätze stand, wo die Normannen im 9. Jahrhunderte ihre Landungen machten.

Malone (Edmund), ein geborener Irländer, hat sich vorzüglich durch eine mit seltenem Fleiße und beharrlicher Kritik besorgte Ausg. der sämmtlichen Werke Shakspeare's (London 1790, 11 Bde.) bekannt gemacht, welche in England, ungeachtet der spätern Arbeiten von Steevens und Reed, noch immer geschätzt wird und ziemlich selten geworden ist. Sein »Historical account of the rise and progress of the english stage« (Basel 1800) steht ebenfalls in großem Ansehen, aber seine Ausgabe von »J. Dryden's Critical and miscellaneous prosa works« (Lond. 1800, 3 Bde.) ist mit unnöthigen Erläuterungen überladen. Auch verdankt man ihm die Samml. der Werke Joshua Reynolds's (Lond. 1797, 2 Bde., 4.).

Malpighi (Marcello), geb. zu Crevalcuore bei Bologna 1628; wurde 1656 Professor der Medicin zu Bologna und lehrte da-

selbst, mit einigen Unterbrechungen, wo er eine gleiche Anstellung zu Pisa, später in Messina, angenommen hatte, bis 1691. In diesem Jahre wurde er Leibarzt des Papstes Innocenz XII. und st. zu Rom 1694. Seine bes. um Anatomie und Botanik erworbenen Verdienste sind noch jetzt anerkannt. Seine Hauptschriften für Anatomie sind: »De pulmonibus epistolae II.,« Bologna 1661, Fol., u. mehrm.; »Tetras anat. epistolarum,« das. 1695, 12.; »De viscerum structura,« das. 1666, 4., u. mehrm., zuletzt Amsterdam 1698; für Botanik: »Anatome plantarum,« 3 Thle., London 1675 u. 79, Fol., u. m. »Opera omnia« erschienen mit Kupfern in 2 Theilen, London 1686, 1688, Fol., auch Leyden 1687, 4., und »Opera posthuma« m. Kupf., Lond. 1697, Fol., 2. verm. Aufl., Amsterd. 1698, 4., u. öfter, zuletzt Vened. 1743, Fol.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709, die blutigste Schlacht im spanischen Erbfolgekriege, in welcher die beiden großen Heerführer der Verbündeten, Marlborough und Eugen, einen Sieg über die Franzosen unter Villars erfochten. Da die Verbündeten, ungefähr 80,000 Mann stark, auf Mons vorrückten, um diese Hauptstadt von Hennegau einzuschließen, zog ihnen Villars mit seinem 70,000 Mann starken Heere, um dies zu verhindern, entgegen, und die feindlichen Armeen stießen bei den Dörfern Blangies und Malplaquet auf einander. Der linke Flügel der Verbündeten unter Tilly und dem Grafen Nassau ward zwar in die Flucht geschlagen; doch widerstand der unter Marlborough kämpfende rechte Flügel den mehrmals erneuerten Angriffen der Feinde. Noch schwankte der Sieg; da entblößte Villars den Mittelpunkt seines Heeres, um dem Angriffe auf dem rechten Flügel des Feindes mehr Nachdruck zu geben, und Eugen, der den Mittelpunkt des verbündeten Heeres befehligte, benutzte diese Gelegenheit, drang vor, nahm die Verschanzung, die den feind-

lichen Mittelpunkt schützte, mit Sturm und schlug die Garden zurück. Villars eilte herbei; aber es war zu spät; er selbst ward verwundet, sein Mittelpunkt durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war für die Franzosen verloren. Der Sieg kostete die Verbündeten 20,000 Mann, dagegen die Franzosen kaum 10 000 Mann verloren hatten. Die Frucht dieses Sieges war die Eroberung von Mons.

Malta, 1) britische Inselgruppe im mittelländischen Meere südlich von Sicilien, besteht aus den 3 Eilanden: Malta, Gozzo und Commino, zusammen 8 QM. groß, mit 96,300 E. 2) die größte Insel der Gruppe, 6 QM. groß. mit 80,000 E. Anbau des Kalksteinfelsens mit Baumwollenstauden, Pomeranzen-, Limonien- und Granatbäumen, Melonen, Feigen, Wein; Bienenzucht, Baumwollenwebereien, Uhren- u. a. Fabriken, Korallenfischerei, Handel. Die Hauptstadt ist La Valetta.

Maltebrun (Conrad), geb. 1775 in Jütland; ward politischer Pamphlets wegen aus seinem Vaterlande verbannt, lebte seit 1800 in Paris, wo er als Geograph bald einen ausgezeichneten Namen erhielt und starb dort 1826.

Malter, ein Getreidemaß; in Obersachsen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel, in Preußen u. Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennereien ist es ein Holzmaß von 48 — 80 Kubikfuß.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malz ist Gerste, Weizen oder Hafer, die durch Einweichen im Wasser bis zum Keimen gebracht und, nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) schnell getrocknet worden sind. Durch diesen anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Ei-

weißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel; in Stralsund bilden die Malzarbeiter ein eigenes Gewerbe.

Mälzel (Leonhard), k. k. österreich. musik. Hofkammermaschinist in Wien, der Erfinder des Panharmonikons, aus Regensburg gebürtig und um 1776 geb. Das Panharmonikon ahmt ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem es durch Walzen und Blasbälge die Instrumente in Bewegung setzt; besonders ist die Kraft und Bestimmtheit der Blasinstrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden, namentlich 1807 zu Paris. 1808 ließ M. dort ein neues Kunstwerk, einen Trompetenautomaten, hören. Vor einigen Jahren war er mit seinen Automaten und der Kempelen'schen Schachmaschine in London. Seine wichtigste Erfindung ist der Metronom od. Chronometer (Taktmesser), für welchen er eine Fabrik in London 1816 errichtete. S. den Aufsatz von Kandler in der »Wiener musikalischen Zeitung,« 1817, St. 5 fg.

Mamelucken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sklav) hießen die aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sklaven, die sich von bloßen Hausbeamten ihrer Herren zu den höchsten Staatsämtern emporschwangen. Im 13. Jahrh. bildete der Sultan Nodschmaddin von Aegypten aus solchen Sklaven, deren er gegen 12,000 von Cirkassien erkauft hatte, sich eine Leibgarde, nachdem er dieselben zuvor in allen kriegerischen Geschicklichkeiten hatte unterrichten lassen. Da sie nicht heiratheten, so wurden sie auch in späterer Zeit meistens durch Sklaven ergänzt, die man aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere nach Kahira brachte, zum Islam bekehrte und zu Kriegern bildete. Aber bald

zeigte sich ihr verderblicher Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten des Landes. Sie ermordeten schon den Nachfolger Nodschmaddins Turan Schah, und ernannten aus ihrer Mitte den Mameluken Ezzedin Ibegk zum Sultan von Aegypten, 1254. Seitdem wurden 263 Jahre lang nicht nur die Sultane fast einzig aus ihrer Mitte erwählt, sondern sie vergaben auch die wichtigsten Aemter des Landes nach eigener Willkühr. Diese Dynastie hieß die der Bahariden von Baharieh, einer Festung am Meerufer, wo sie die Ihrigen in den Waffen übten. Sie wurde 1390 durch eine andere Dynastie verdrängt. Endlich stürzte Selim I. ihre Herrschaft, indem er sie 1516 bei Aleppo schlug und ihren Sultan Kansun tödtete. Zwar erwählten sie gleich darauf an dessen Stelle Tomum-Bei, allein auch diesen schlug Selim 1517 [illegible] Kahira mit Sturm. Er setzte [illegible] türkischen Statthalter über Aegypten, ließ aber die 24 Beis, welche die verschiedenen Provinzen regierten, vielleicht aus Noth gedrungen, fortbestehen, daher es den M. gegen die Mitte des 18. Jahrh. bei ihren Reichthümern und ihrer bedeutenden Anzahl gelang, wieder ein solches Ansehn zu erringen, daß der von der Pforte ernannte Pascha wenig mehr als ein Werkzeug ihrer tyrannischen Willkühr war. Dies war besonders 1766 unter Ali Bei der Fall, der mit unumschränkter Macht regierte, bis er 1773 ermordet wurde. Während des französischen Einfalls spielte besonders Murad Bei eine wichtige Rolle unter ihnen. Doch konnten sie sich, so sehr Muth, mit der sie die Franzosen angriffen, gegen die Artillerie derselben nicht halten, und mehrere gingen selbst zu den Franzosen über. Die völlige Vernichtung der Mameluken-Beis gelang erst dem jetzigen Pascha, Mehemed Ali. Man gab ihnen geheime Rache Schuld; daher ließ dieser im März 1811 bei einer feierlichen Versammlung 470 der vornehmsten M ermorden, die übrigen enthaupten. Die Uebriggebliebenen flohen an die nubische Grenze, wo sie sich bei Schandy an dessen Sohn Ibrahim Pascha ergaben und unter angemessenen Bedingungen nach Kairo zurückkehrten.

Ende des fünfunddreißigsten Bändchens.